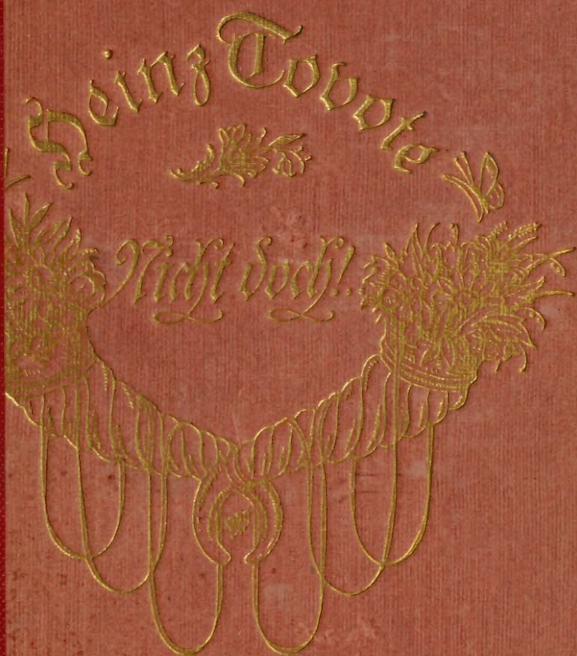
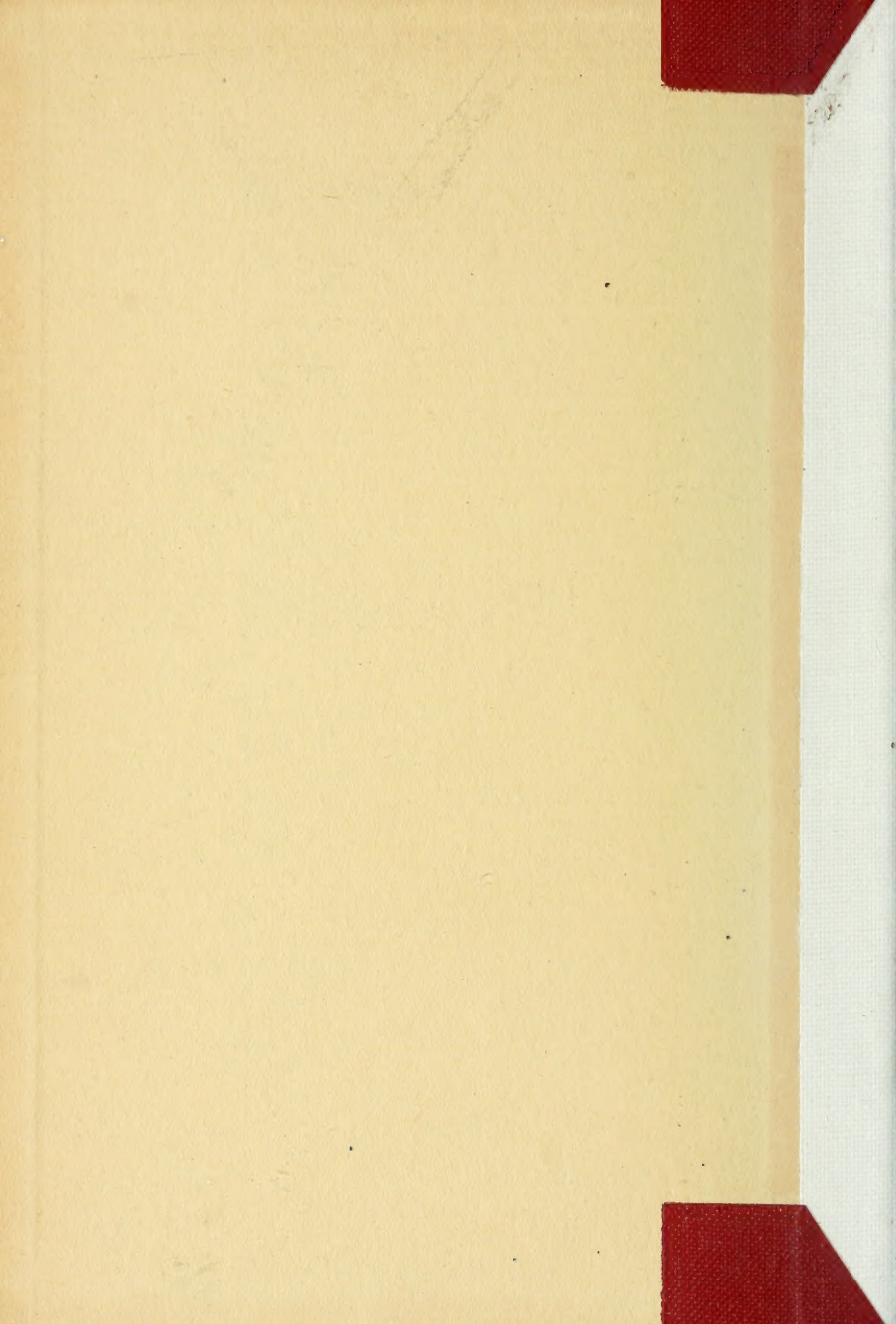




3 1761 07543069 4

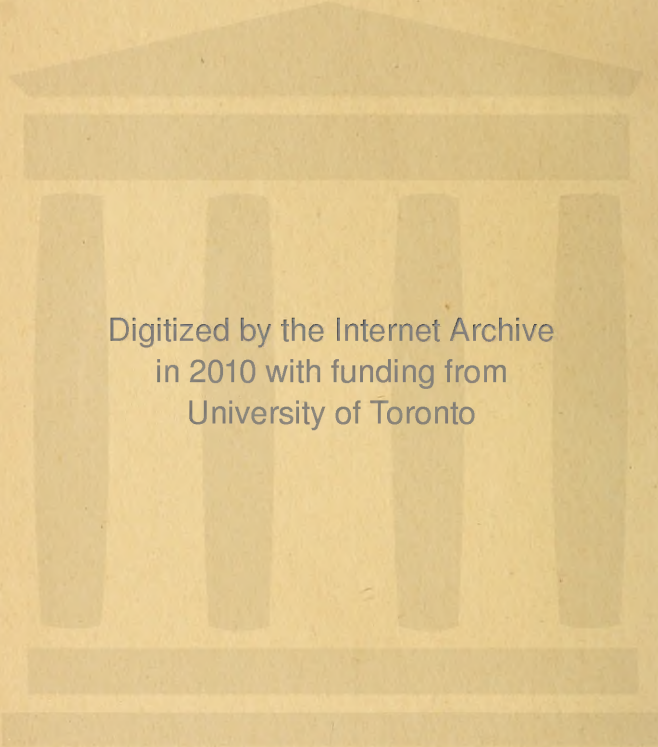


PT  
2642  
O9N5  
1919









Digitized by the Internet Archive  
in 2010 with funding from  
University of Toronto

Nicht doch!..



NOVELLEN IX

Von Heinz Gadowe und bis Herbst 1919 erschienen:

### Romane

Moderne Liebestragoedie:

Im Liebesrausch . . . . .	41.-48. Aufl.	M. 5,40
Mutter! . . . . .	13.-15. Aufl.	M. 5,40
Frühlingssturm . . . . .	20.-24. Aufl.	M. 5,40
Das Ende vom Liede . . . . .	23.-27. Aufl.	M. 5,40
<hr/>		
Frau Agna . . . . .	15.-17. Aufl.	M. 5,40
Hilde Wangerow . . . . .	17.-20. Aufl.	M. 5,40
Fränkeln Grisebach . . . . .	22. 26. Aufl.	M. 5,40
<hr/>		
Durchs Ziel . . . . .	14.-18. Aufl.	M. 5,40

### Kleine Romane

Der Erbe . . . . .	16.-20. Aufl.	M. 3,50
Der letzte Schritt . . . . .	21.-25. Aufl.	M. 3,50
Sonnemanns . . . . .	13.-15. Aufl.	M. 3,50

### Novellen

Falkobst. Wurmsichtige Gesch. . . . .	18.-22. Aufl.	M. 3,50
Ich. Nervöse Novellen . . . . .	18.-22. Aufl.	M. 3,50
Heimliche Liebe . . . . .	33.-38. Aufl.	M. 3,50
Heißes Blut . . . . .	25.-29. Aufl.	M. 3,50
Abschied . . . . .	22.-26. Aufl.	M. 3,50
Die rote Laterne . . . . .	15.-19. Aufl.	M. 3,50
In der Irre (Leichenmarie) . . . . .	13.-16. Aufl.	M. 3,50
Klein Junge . . . . .	13.-17. Aufl.	M. 3,50
Nicht doch! . . . . .	31.-35. Aufl.	M. 3,50
Lockvögelschen . . . . .	13.-17. Aufl.	M. 3,50
Nimm mich hin! . . . . .	21.-25. Aufl.	M. 3,50

### Theater

Ich lasse dich nicht! Drei Phasen eines Junggesellendramas . . . . .	5. Aufl.	M. 3,50
-------------------------------------------------------------------------	----------	---------

### Uebersetzungen

Wette, v. Guy de Maupassant . . . . .	11.-13. Aufl.	M. 3,50
---------------------------------------	---------------	---------

Im Originaleinband M. 1,60 mehr.

ferner:

Zu B'schl! Geschichte einer schönen Liebe . . . . .	M. 3,50
Aus einer deutschen Festung im Arztege . . . . .	M. 1,-



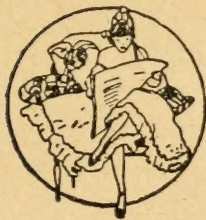


Heinz Tivote

# Nicht doch!..

Harmlose Novellen

Dreiunddreißigste Auflage



Berlin 1919

Dr. Ensler & Co. G. m. b. H.

Alle Rechte  
besonders das der Uebersetzung  
vorbehalten

PT  
2642  
O9N5  
1919



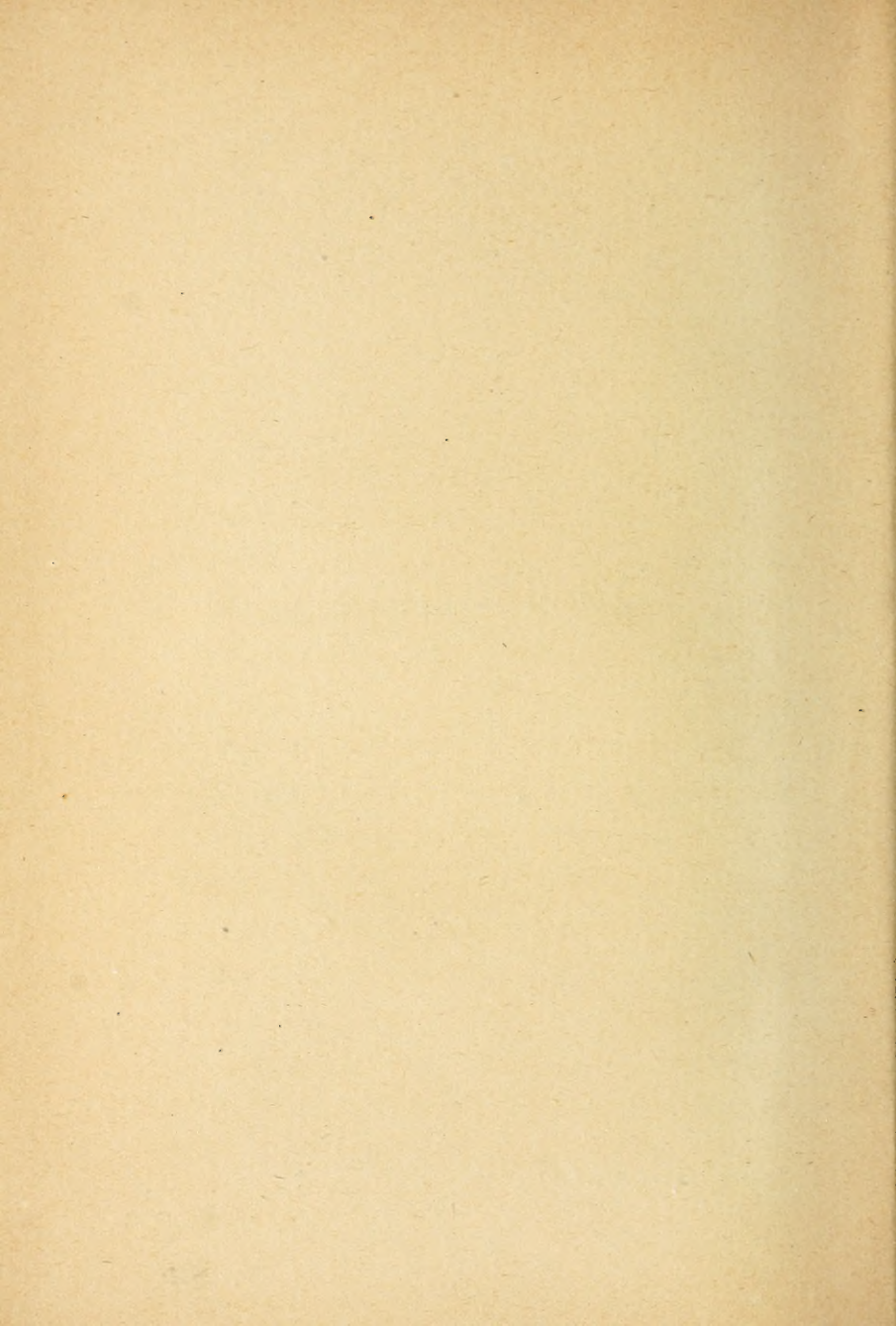
652056

22. 2. 57



Nicht doch! . . .







Es gibt zwei Worte, die eine wirklich gescheite Frau am besten nie sagen sollte — unter keinen Umständen aber laut, falls jemand in der Nähe sein könnte und nicht ohne weiteres sieht, was vor sich geht und weshalb diese Worte fallen.

Diese beiden Silben, die gar oft nach tiefem Schweigen oder leisem Geflüster aus einem Nebenzimmer kommen, — wobei der Unbeteiligte sich alles und noch einiges denken kann, — lauten: Nicht doch! . . .

Aber auch wenn niemand es hören kann, sollte eine Frau recht — recht vorsichtig und sparsam damit umgehen; wenn es irgend geht, sie besser gar nicht anwenden. Sie kompromittieren immer in ihrer lakonischen Kürze.

Mir sind diese beiden Worte schrecklich!



Ich kann sie nicht hören, daß ich nicht in Wut gerate, denn eines Tages habe ich sie so oft zu kosten gekriegt, daß es mir damit nun geht wie mit einer Speise, an der man sich den Magen verdorben hat, die einem nicht mehr nahe kommen darf, weil man sie weder sehen noch riechen mag. Man läuft sonst einfach entsezt davon.

So geht es mir mit den beiden Silben.

Und das kam so.

---

Es war einmal eine wirklich junge und schöne Witwe, — ach! sie sind im Leben so selten schön und jung, die Witwen, — mit höchst temperamentvollen Augen, aber mit einem herben Zug um den Mund, der mir nicht recht gefallen wollte. Ich hatte die mir noch Unbekannte eines Abends zu Tisch geführt und mich so gut mit ihr unterhalten, daß ich mich nachher bei der ersten Gelegenheit wieder zu ihr setzte, um mit ihr weiter zu plaudern. Und das war sehr nett.

Wir trafen uns ein paar Tage später am andern Orte und begrüßten uns schon wie zwei alte Bekannte.

Und wie es das unverständige Schicksal manchmal will: in kurzen Zwischenräumen begegneten wir uns wieder und wieder und wurden bald wirklich gute Freunde.

Zweimal unternahm ich es, ihr einen Besuch zu machen; beide Male traf ich sie nicht daheim. — An der Antwort des Mädchens sah ich, daß es keine leere Ausrede war. Ich hatte eben Pech.

Wie es kommt, weiß ich nicht, aber junge Witwen haben mich stets mächtig interessiert. So ein angenehmes Fluidum umschwebt sie, eine Mischung aus fraulichem Wissen und scheinbar wiedergewonnener mädchenhafter Unschuld. Ich war immer gleich gefangen. Diesmal schien es arg bedenklich.

Sogar die liebe Mitwelt merkte mein Interesse und ließ es an Anspielungen nicht fehlen, die ich diplomatisch geschickt abwehrte.

Nein, — so ernsthaft hatte ich mir die weitere Entwicklung doch nicht gedacht. Der Preis wäre allzu hoch gewesen.

Ich wollte suchen, auch so ans Ziel zu kommen.

---

Eines Tages traf ich sie an der Tiergartenstraße, um die Zeit der ersten Dämmerung, in dieser verführerischen Stunde, wo einem das Unmögliche möglich scheint.

Ein warmer Frühlingsabend mit jenem weichen Dufte

von frischen Blättern, so eine würzige, milde Luft hing in den knospenden Bäumen.

Sie schien erfreut, mich zu treffen, und ich ging neben ihr her und plauderte, und wurde warm und wärmer in ihrer Nähe.

Da fielen die beiden ominösen Worte, noch harmlos, zum ersten Male von ihren Lippen.

Es war dämmerig geworden, und wie wir durch das Halbdunkel des schattigen Tiergartens schritten, bot ich ihr zaghaft meinen Arm zu größerem Schutze.

Da sagte sie es zum ersten Male:

— Nicht doch! . . . Aber das geht doch nicht.

Der Widerstand reizte mich. Es galt also einen Kampf. Nehmen wir ihn auf.

Nichts enttäuscht mehr als ein zu leichter Sieg.

Hier aber hieß es geschickt belagern, um zu erobern.

Also suchte ich ihr eindringlich plausibel zu machen, wie falsch ihre Auffassung sei, als ob das nicht gehe, wie sie mit ihrer Abwehr gänzlich im Unrecht sei. Und nachdem ich mich eine Viertelstunde abgemüht hatte, und mir die Kehle schon ganz trocken geworden war, sah sie es endlich ein und nahm zögernd meinen Arm, ihre Hand be-



rührte eben meinen Rockärmel, — da, schon nach fünf Schritten ließ sie mich wieder los, denn wir kamen ins Helle und gleich auf einen Hauptweg, und all mein Reden war unnütz und vergeblich gewesen. Das weiße, jede Stimmung mordende Bogenlicht war stärker als all meine Überredungskunst, und ich mußte mich fügen.

Ich hatte Durst gekriegt und bat, ob sie mit mir nicht irgendwo ein wenig einkehren wollte; aber ihre erschreckte Antwort lautete: Nicht doch! . . .

Und wieder begann ich zu parlamentieren, und es verging schier eine halbe Stunde, bis sie endlich . . . endlich den Mut fand, mit mir in ein Lokal zu kommen. Ich wollte irgend etwas für sie bestellen, für mich selber mußte ich rasch Bier haben, denn ich hatte solchen Durst, daß ich umkam, — schon wieder hörte ich ihr: Nicht doch! . .

Aber sie konnte doch nicht so trocken dastehen. Wie sah das aus? Kaffee trank sie gegen Abend nicht, dann konnte sie nicht schlafen. — Endlich gestand sie eine Limonade zu. Allein daran nippte sie nur flüchtig einmal, — dann stand das matte Getränk ab.

Ihre Unruhe aber wuchs mit jedem Augenblicke, angstvoll schaute sie sich beständig um, und ich sah ein, wir mußten

aufbrechen. Es hatte keinen Zweck. Ich hatte rasch ein paar Glas Bier hinuntergestürzt, und da ich keine Zeit gehabt, etwas zu essen kommen zu lassen, stieg mir das in meiner Erregung ein wenig zu Kopf, so daß ich sehr fest wurde und sie quälte: wir mußten noch zusammenbleiben, so rasch ließ ich sie nicht wieder los.

Und schließlich verstieg ich mich zu der Frage, da ich sah, wie unangenehm es ihr war, mit mir auf der Straße gesehen zu werden, ob wir nicht bei ihr weiter plaudern konnten, ob ich nicht ein bißchen zu ihr mit hinauf kommen durfte.

Ganz erschreckt klang es:

— Nicht doch! . . . Aber das geht doch nicht! —

Nein, das war ganz ausgeschlossen. Sie wohnte in einer Pension, und da konnte sie keinen Besuch annehmen, — am wenigsten ihn mitbringen, und gar am Abend spät. Das war völlig unmöglich. — Also nicht! —

Auf dem Wege zu ihr kamen wir an meinem Hause vorüber. Ich richtete es geschickt so ein; und da bettelte ich nun darum, sie möge einen Augenblick noch zu mir kommen. Es war nichts dabei. Meine Leute waren zu Hause, es konnte ihr also nichts geschehen; sie bekam eine

Tasse Tee und ein paar Brötchen, — alles was sie wollte.

Empört stieß sie zuerst einmal die beiden entrüstungs- vollen Silben heraus.

Aber ich ließ nicht nach. Wir gingen die Straße auf und ab, eine viertel . . . eine halbe Stunde . . .

Endlich . . . endlich gab sie nach.

Und nun kam es: Ja! sie würde gern noch ein wenig essen. — Denn in der Pension machten sie stets mürrische Gesichter, wenn man einmal etwas extra wollte und nicht punkt halb acht sich zum gemeinschaftlichen Abendbrote einfand. Das aber hatte sie heute längst versäumt.

Na also! —

Und sie kam mit zu mir hinauf, hangend und zagend, und jeden Moment bereit, wieder flüchtend umzukehren.

Endlich war sie bei mir. —

Und während nebenan der Tisch gedeckt wurde, ertönten auch schon wieder die beiden gräßlichen Silben Schlag auf Schlag.

— Aber bitte, so setzen Sie sich doch, hat ich.

— Nicht doch!

— Sie müssen aber doch Ihren Hut abnehmen.



Ich wollte danach greifen und ihr behilflich sein, — allein schon schreckte es mich zurück, ihr ängstlich abwehrendes: Nicht doch! . . .

— Wenigstens das Jackett. Sie können doch nicht gut im Jackett essen. Bitte!

— Nicht doch! . . .

Wie sie zurückfuhr, als ich die Hand nach ihr ausstreckte.

Und über eine Viertelstunde verging, bis ich sie überredet hatte, und sie Hut und Jackett ablegte. —

Sie aß fast gar nichts. Am Tee nippte sie nur ein wenig.

Ich holte eine Flasche guten Rotweins, weil ich wußte, daß sie den gern trank, aber wieder ihre Antwort: Nicht doch! . . .

Nach ein paar Minuten klangen unsere Gläser zusammen.

Und wieder verging eine Weile, merkwürdigerweise ganz ohne Abwehr, aber dann um so heftiger plötzlich:

— Nicht doch! . . .

Da hatte ich den Arm auf ihre Stuhllehne gelegt.

— Nicht doch! . . .

Da umfaßte mein Arm ihre Taille. —

Wie oft ich die beiden Worte noch gehört habe, bis ich mir endlich den ersten Kuß nahm und wieder bekam, weiß ich nicht mehr. Ich schloß ihr endlich den Mund, bis sie sich unter heftigem Sträuben mit einem angstvollen: Nicht doch! . . . befreite.

Wieder mußte ich reden und reden, mit dem letzten Atem, den ich hatte.

Ich fühlte, wie sie nachgab und weich wurde.

Ihre anfangs so energischen „Nicht doch“ klangen immer schwächer und sanfter, nur noch wie mechanisch gedankenlos.

Noch zehn Minuten, noch fünf höchstens — und ich hätte ihr „Nicht doch!“ zum letzten Male gehört — da: plötzlich, kurz vor dem Siege, ward es mir zu dumm. —

Ich konnte nicht mehr! Ich konnte nicht mehr reden, ich konnte nichts mehr, nichts! . . .

Es ging über meine Kraft!

Ihre „Nicht doch“ waren stärker gewesen als ich. Sie hatten mich tot gemacht. —

Wozu noch? —

Es war kein Vergnügen mehr für mich. Ich gab es

auf und verzichtete, niedergebroschen, dicht vor dem Ziele.  
Es war aus!

Geknickt sagte ich, nun völlig ernüchtert:

— Es ist schon sehr spät. Ich glaube, wir müssen  
aufbrechen. —

Mit ganz eigentümlichen, erstaunten Augen sah sie mich  
groß an.

Allein es half ihr nichts, und ohne ein Wort mehr  
brachen wir auf.

Diesmal hätte sie gern, aber in ganz anderem Sinne,  
glaube ich, noch einmal ihr „Nicht doch!“ gesagt. Allein  
sie sagte es nicht und ließ sich schweigend in ihre Sachen  
helfen.

Und schweigend gingen wir durch die stillen Straßen.

Ich bot ihr meinen Arm nicht an. — Wozu noch? . .

Nach einer Weile nahm sie ihn sich selbst, ich ließ  
es gleichgültig geschehen. Sie schmiegte sich an, — es ließ  
mich kalt. Es war vorbei. —

So kamen wir vor ihr Haus.

Ich hat um den Schlüssel, schloß die Tür auf, steckte  
ihn von innen wieder hinein und gab ihr ganz ruhig zum  
Abschied die Hand.

Sie nahm sie, und wie sie so vor mir stand, hob sie plötzlich das Gesicht und bot mir die Lippen. — Aber in mir war alles tot. Ihr ewiges „Nicht doch!“ hatte mich erschlagen.

— Nicht doch! . . . sagte ich jetzt — sagte es melancholisch und gebrochen, und ließ zwischen mir und ihr, die mich ebenso erstaunt wie sittlich entrüstet anblickte, die schwere Thür trennend ins Schloß fallen.

Ich hatte genug. — Ich mochte nicht mehr. — Es war kein Vergnügen mehr, — und ich war fertig, mit ihr, — mit mir! —

Nicht doch! . . .







# Der Wüterich







Ich hatte ihn eines Tages in Hoppegarten durch einen Freund kennen gelernt; seitdem hatten wir uns oft getroffen, draußen beim Rennen, im Theater und zuweilen auch auf der Straße. In der Stadt selten allein; meist mit einer hübschen jungen Dame, die an seinem Arme hing. Mit fragendem Lächeln sah sie zu ihm auf, mit einer stillen Unterwürfigkeit, die seltsam schien, wenn man ihr hübsches, sehr energisches Gesicht genauer betrachtete. Sie sah in Miene, Gang und Haltung aus, als sei sie zum Herrschen geboren, als könne ihr Mund sich nur öffnen, um zu befehlen.

Mit seinem sanftsten Wesen schien er so recht für sie geschaffen, ein stiller, in sich gefehrter Mensch, der zufrieden war, wenn man ihn in Ruhe ließ. Und dabei war er geschickt und gewandt in allen Arten des Sports,



und ein verwegenere Reiter. Aber in seinem Wesen sanftmütig und bescheiden, und immer zurückhaltend; nur in den Augen lag Energie, die konnten kalt und hart blicken, wenn er sie fest auf jemanden richtete.

Eines Nachmittags waren wir draußen in Karlsdorf gewesen. Wir fuhren im gleichen Coupé in die Stadt zurück, und ich fragte ihn, ob er nicht mit mir irgendwo essen gehen wollte, irgendwo unter den Linden.

— Herzlich gern, aber es geht heute leider nicht. Tut mir furchtbar leid.

— Das ist recht schade.

— Wissen Sie was? Haben Sie was Besonderes vor?

— Nein, keineswegs; ich will nur irgendwo essen gehen.

— Kommen Sie doch einfach mit zu mir!

— Zu Ihnen . . ?

— Nicht gerade zu mir, aber mit zu meiner Freundin. Sie haben sie schon öfter gesehen. Sie hat Sie auch gesehen und weiß von Ihnen. Seien Sie kein Unmenschen und kommen Sie mit!

— Aber das geht doch nicht!

— Gewiß geht das. Warum denn nicht? Ich habe

mir bei ihr ein einfaches, aber gutes kleines Souper bestellt, und da kann ich sie nun nicht gut sitzen lassen. Sie hat eine vorzügliche Köchin, und es reicht für Sie, das können Sie mir glauben.

— Aber nicht doch! — ich flöre doch gewiß.

— Gar nicht, lieber Freund! Im Gegenteil. Meine kleine Gnädige hat Besuch sehr gern, quält mich sogar manchmal, ich soll ihr wen einladen. Tun Sie mir den Gefallen und kommen Sie mit! Sie werden sich nicht langweilen. Sie ist nicht dumm, nur — wie soll ich sagen? — ein bißchen herrschsüchtig und leicht verletzt; aber das gewöhne ich ihr schon noch ganz ab.

Ich mußte lachen.

— Ja ja, ich habe da meine Methode, sagte er. Ich habe es im Laufe der Zeit gelernt, wie man mit gewissen Frauen umgehen muß, wenn man nicht ihr Sklave werden will. Ich ziehe es vor, meinerseits Herr zu sein. — Also keine Widerworte! Ich schleife Sie einfach mit.

Der Zug fuhr in den Schlesiſchen Bahnhof ein, dann ging es langsam über die Stadtbahn, und am Zoologischen Garten stiegen wir aus. Nach wenigen Schritten traten wir in ein Haus der Kantstraße, stiegen zwei Treppen

hinauf, er schloß auf und ließ mich einen Augenblick in dem hellen Flur allein.

Dann kam er zurück, während das Mädchen mir aus dem Paletot half.

— So! Und nun kommen Sie herein! Die Gnädige muß sich für den Besuch erst rasch noch hübscher machen, als sie es für mich allein getan hat. Eine Zigarette? Sie brauchen sich keinen Zwang anzutun.

— Ich störe aber doch wohl.

— Aber nicht doch! keine Spur! Da höre ich sie schon kommen, sehen Sie!

Die Tür ging auf, und er stellte mich vor. Ich wurde liebenswürdig empfangen und fühlte mich gleich behaglich.

Ihr Aussehen täuschte nicht, ein starker Hang zum Befehlen steckte offenbar in ihr, und im Laufe des Essens, das wirklich ausgezeichnet war, sah ich, wie sie sich freute, daß sie sich ein wenig zeigen konnte. Sie schlug einen bestimmteren Ton an, im Gefühle, daß meine Anwesenheit ein Schutz sei, unter dem sie sich allerlei erlauben konnte. Und ein paar Mal gab er deutlich seine abweichende Meinung und seinen Willen kund, dem sie zu widerstreben suchte.

Er spielte nervös mit einem Löffel und sah sie dabei sehr fest an, daß ich mich fragte: Woher nimmt dieser stille und so sanfte Mann diese energische Bestimmtheit?

Ich kannte ihn nur als überaus fein und zurückhaltend, so ruhig vornehm, daß er selbst den abstrusesten Urteilen gegenüber nicht widersprach, sondern jedem seine Meinung ließ und still seinen Weg ging.

Und nun, da seine Freundin eine andere Meinung äußerte, begegnete er ihr beinahe grob; und mit einem Male wurde er so heftig, daß sie, ganz erschreckt, ihn hastig wieder beruhigte.

Mir war die Geschichte sehr unangenehm, ich wollte mich besänftigend einmischen, aber auf einen Blick von ihr ließ ich es — und gleich war sie wieder die Sanftmut selbst, nachdem sie eben noch den Versuch hatte machen wollen, ihn unterzukriegen. —

Wir saßen beim Kaffee und rauchten unsere Zigarren; es war sehr gemütlich, und in diese Gemütlichkeit kam sie mit einer Bitte: er solle sie am Montag zum Hubertus-Jagdrennen mitnehmen. Sie hatte offenbar schon einmal darum gebeten und er es ihr abgeschlagen. Nun suchte sie es in meiner Gegenwart durchzusetzen. Aber da kam sie



schlecht an. Sofort warf er ihr vor, daß sie genau wisse, daß gehe nicht; ohne rechten Grund redete er sich immer mehr in Wut: daß sie vor mir mit Absicht davon angefangen habe, nur um ihn als lächerlich hinzustellen. Aber da irrte sie sich. Er tat ihr sonst gern jeden Gefallen; statt dafür dankbar zu sein, wollte sie aus Egoismus ihn jetzt in Verlegenheiten bringen.

So redete er, bis sie bestürzt aufsprang, sich an schmiegte und ihn zu beruhigen suchte.

Vor dem Gaste solle er seine Nervosität doch zügeln, bat sie schmeichelnd.

Dann hätte sie nicht anfangen sollen, entgegnete er, schon leiser.

Erstaunt hörte ich das alles mit an und wollte mich gern drücken, aber er hielt mich fest; und als sie hinausging, um sich die Augen zu kühlen, sagte er, dessen Stimme eben noch vor Zorn gebebt hatte, ganz sanft und ruhig, mit jenem liebenswürdigen, stillen Lächeln, das ich einzig an ihm kannte:

— Entschuldigen Sie, lieber Freund! Aber das mußte sein. Es ging nicht anders. Meine Methode verlangt das so. Verzeihung also!

Ich begriff nicht, daß dies derselbe Mensch war, der eben noch wie ein Berserker getobt hatte.

Sie kam zurück, — und von nun an waren die beiden so nett zueinander, wie nur zwei Menschen sein können. Sie tat wirklich alles, um ihn zu versöhnen.

Es war spät geworden, als ich aufbrach. Er aber sah ihre bittenden Blicke nicht, gab ihr auch keine Gelegenheit, daß sie ihm leise etwas zuschlüstern konnte, sondern sprach absichtlich laut und ging wie selbstverständlich mit mir fort. Ihre suchenden Augen baten noch einmal schüchtern, aber er wollte es offenbar nicht sehen.

Auf der Straße faßte er mich unter, schlug den Weg nach dem Tiergarten ein, und sagte in seinem liebenswürdigen Tone:

— Sie müssen mich wirklich entschuldigen, aber Sie sahen ja selbst. Sie wissen, ich bin ein friedliebender und höchst friedfertiger Mensch, dem nichts unangenehmer ist als Zanf und Streit. Was Sie eben gesehen haben — nun im Ernst: um solch einer Lappalie willen läuft mir die Galle nicht über. — Ich habe mich überhaupt nie so recht ärgern können und kann es auch heute noch nicht, — aber ich habe jahrelang unter dem Einflusse einer Frau

gestanden, die mich mit ihren Launen tyrannisiert hat, die bei jedem Wunsche, den ich ihr nicht gleich erfüllte, heftig wurde. Das konnte ich nicht ertragen, und damals habe ich Thor einfach immer nachgegeben. Um des lieben Friedens willen habe ich mir alles gefallen lassen, damit sie nur ja nicht einen ihrer schrecklichen Bornesanfälle bekam.

Anfangs kam das nur im Hause vor, aber bald fing sie auch in Gesellschaft, bei jeder Gelegenheit, selbst auf der Straße an zu zanken; — und es war mir so gräßlich, daß ich alles tat, um sie zu besänftigen. Dann versprach ich ihr Dinge, an die sie gar nicht gedacht hatte. Ich mochte keinen Skandal, ich hatte schon Herzklopfen, wenn sie nur laut wurde, — und sie wurde leicht einmal laut.

Die Angst, daß die Dienstboten etwas hören könnten, daß ihre scheltende Stimme zu den Nachbarn dränge, peinigte mich; mir brach der Angstschweiß aus bei dem Gedanken, daß andere Leute uns hören würden; aber je mehr ich sie hat, sich zu beruhigen, um so lärmender wurde sie; schließlich kam es so weit, daß sie in solchen Momenten alles zerbrach, was ihr in die Finger kam. Das gab dann jedesmal einen großen Krach. — Dann erst schienen ihre erregten Nerven genug zu haben. — Es folgte

eine große Weinszene, und endlich unter Schluchzen und allerlei törichten Anklagen gegen mich und sich selbst wurde sie wieder vernünftig.

Ich wollte hundertmal mit ihr brechen, aber ich fand nie den Mut.

Ich stand so unter ihrem Einflusse, daß ich immer wieder zu ihr zurückkehrte.

Voller Angst kam ich mit ihr zusammen, voller Angst ging ich mit ihr aus; denn allmählich war es ihr gleichgültig, wo sie sich befand; im Gegenteil, gerade vor den Leuten machte es ihr Vergnügen, ihre schlechte Laune zu zeigen.

Das war entsetzlich, und ich war ganz verzweifelt.

Ich hätte so gern meine Ruhe gehabt.

Aus heiterem Himmel, während ich nichts ahnte, kam der Teufel über sie. Wie besessen tobte sie dann los.

Um die geringfügigsten Nichtigkeiten begann es, niemals waren große Fragen dabei im Spiele. Jedes Wort, das ich sagte, konnte in ein paar Augenblicken diese Explosion bewirken. Ich sagte schließlich gar nichts mehr; aber mein Schweigen erbitterte sie nur noch mehr. Dann mußte man endlich was reden, und gleich war auch der Teufel los.



Einmal aber wurde die Geschichte mir zu bunt, das einzige Mal im Leben, wo selbst mir die Galle überlief.

Es war bei ihr zu Tisch, und sie brach einen Zaun vom Zaun, und plötzlich nahm sie ein Glas voll Rotwein und warf es zornig auf den Tisch.

Da riß mir die Geduld, und mir fiel wohl die alte Geschichte von dem jähzornigen Herrn und seinem klugen Diener ein. Ich nahm einen Teller und warf ihn auf die Erde, einen zweiten mitten ins Zimmer, wieder einen — und dann krachte die Suppenterrine gegen einen Stuhl.

Da schrie sie auf! Ich stuzte, — am liebsten hätte ich laut losgelacht über ihr Gesicht, solches Entsetzen malte sich in ihren Augen. Dann aber nahm ich Messer und Gabeln, warf, wohin es traf, daß der große Spiegel in hundert Scherben barst, und den Suppenlöffel nahm ich und schlug alles kurz und klein, was noch auf dem Tische geblieben war.

Und sie stand an der Thür und schrie vor Angst: Hilfe, Hilfe! Er ist verrückt geworden! Anna! Auguste! Anna! . . . Zu Hilfe! Zu Hilfe! . . . Er mordet mich! . . .

Ich nahm meinen Stuhl und schleuberte ihn gegen das

Buffet, daß alles zertrachte und die Glasfachen in Scherben herumspritzten.

Und dann stürzte ich hinaus, an ihr vorbei, die noch immer um Hilfe schrie, vorbei an den beiden Mädchen, die sich entsetzt hinter die Türen flüchteten.

Ich riß Paletot und Hut vom Haken und stürmte die Treppe hinunter; und unten im Hausflur mußte ich lachen, lachen wie nie in meinem Leben.

Ich schüttelte mich vor Lachen, bis ich nicht mehr konnte.

Den ganzen Tag war ich in der vergnügtesten Stimmung. Immer sah ich ihr Gesicht vor mir, dieses verdußte Gesicht mit den entsetzten Augen.

Zum ersten Male hatte sie Angst vor mir gehabt.

Darüber empfand ich eine unbändige Freude. —

Am anderen Tage kam ein gemeinsamer Bekannter zu mir, den sie offenbar abgeschickt hatte, und der sich erkundigen sollte. Ich empfing ihn mit gewohnter Freundlichkeit, so daß er ganz erstaunt war.

Ich mußte immer noch lachen. —

Dann schrieb sie; und endlich bat sie um eine Unterredung, aber sie brachte zur Sicherheit eine Freundin mit,

— allein es ging alles ganz gut bis auf einen Moment, wo sie heftig werden wollte und ich aufsprang, — da wurde sie wieder still.

Nun hatte ich sie unter. —

Ehe sie noch dazu kam, ein erstes lautes Wort zu äußern, tobte ich schon los. Ich fing genau wie sie an, laut zu sprechen und zu schreien, daß sie es mit der Angst bekam. Nun hatte sie Furcht, die Nachbarn könnten mich hören, nun hatte sie Angst vor dem Skandal und stete Sorge, ich könnte in meiner Wut wieder alles kurz und klein schlagen.

Einmal kam es noch dazu; ich mußte ihr leider eine Menge ihrer schönen Rippezfachen, die sie auf einem Tischchen aufgebaut hatte, zertrümmern. Dann gab es Ruhe.

Schließlich aber merkte sie doch wohl, daß ich mich nur verstellte, sie fühlte, wie ich innerlich ruhig blieb; und da drohte der Augenblick zu kommen, daß wir uns um die Wette heiser schreien würden, und wahrscheinlich wäre bald von ihrer schönen Wirtschaft nichts mehr geblieben, wenn wir beide damit weiter im Zimmer herumwarfen.

Da fand ich zum Glück einen letzten Ausweg und war

ihr ganz überlegen. Dieser höchste Trumpf fiel mir ein, als wir im Zirkus waren, und ich sah, wie sie das Schießen nicht vertragen konnte.

Als ich wieder einmal heftig werden mußte, und sie nun nicht mehr wie sonst bettelte, ich möge mich beruhigen, sondern immer noch lauter wurde als ich, da nahm ich meinen Revolver und schoß in die Luft, gleich dreimal hintereinander.

Du lieber Himmel, die Wirkung!

Kreidebleich flüchtete sie aus dem Zimmer.

Das wirkte, wenn ich nur mit der Knallbüchse drohte. —

Allein, damit hatte ich mich gänzlich unmöglich bei ihr gemacht.

Schießen konnte sie nicht vertragen. Den steten Versuch, mit mir zu zanken, konnte sie nicht lassen, — da gab sie es auf. Sie gab eben einfach mich auf, der nichts fehnlicher wünschte, als freizukommen.

Ich wäre sonst nicht leicht von ihr losgekommen. Ich glaube, ich wäre meines Lebens bald nicht mehr sicher gewesen. — Nun aber gab sie mir den Abschied. —

Von da ab ließ ich es nie wieder so weit kommen.

Bei den Frauen heißt es: Herrschen oder von ihnen

beherrscht werden! — Das letztere ist in der Regel das Schicksal von uns Männern. Die Frauen verstehen es meisterlich, uns unterzukriegen, — die einen kaum merklich, die anderen weniger fein.

Ich aber habe gelernt. —

Jetzt kehre ich den Spieß um. Ehe noch eine überhaupt zum ersten heftigen Wort kommen kann, bin ich schon laut geworden. Mit den wenigsten Frauen gibt es eine Verständigung auf gleichem Boden. Ich werde scheinbar sofort heftig, und nur dadurch lasse ich sie nicht zu der Erkenntnis kommen, ein wie schwacher und gutmütiger Mensch ich im Grunde bin, ein Mann, der gern im Frieden gelassen werden möchte und jedem, aber auch jedem seinen Willen täte. Das darf ich nicht, sonst geht es mir wie früher.

Nicht wahr, jetzt begreifen Sie, und nun verzeihen Sie mir auch? In meiner kleinen Freundin schlummern gar böse Instinkte, die aber nicht aufkommen dürfen. Daß Sie sich dabei nicht gerade wohl gefühlt haben, kann ich begreifen, aber: einmal nachgeben — und man ist verloren. Es mußte sein! Sie sind mir nicht böse.

Ich empfehle Ihnen meine Methode auf das an-



gelegentlichste. Vielleicht habe ich Ihnen gar einen guten Dienst damit erwiesen. Einer muß die Peitsche in der Hand haben, und da ist es besser, der Mann als die Frau, mir ist es lieber, ich halte sie.

Und nun, lieber Freund, Adieu! —

— Wohin gehen Sie? . . nach Hause? —

— Nach Hause? . . . Ich weiß nicht. Vielleicht, ich sage: vielleicht überzeuge ich mich noch, ob meine Methode auch heute ihre gute Wirkung getan hat. Eine Frau ist nie liebenswürdiger, als wenn man ihr ein bißchen wehe getan hat. Und nun seien Sie mir nicht allzu böse! Aber die Frauen wollen es ja nicht anders. —

Damit schlug er sich den Rockfragen in die Höhe, und als er den Weg, den wir durch den im Herbstnebel liegenden Tiergarten gekommen waren, zurückging wußte ich nicht, ob ich einen Narren oder einen Philosophen vor mir gehabt hatte.





# Die Slavyn







— **M**anu, Lisbeth, Sie sind wieder hier?

Sie wurde ein klein wenig rot, während sie mir das Teebrett hinhielt, von dem ich mir eine Tasse nahm.

— Ja, ich konnte es nicht aushalten ohne die gnädige Frau und ohne die Kinder.

Ich sah ihr nach, bis sie das Zimmer wieder verlassen hatte. Dann sah ich ebenso erstaunt die Frau des Hauses an, die gleichfalls ein wenig verlegen war und lächelte.

Dann endlich fragte ich:

— Ja, wie ist das denn möglich. Die Lisbeth ist wieder bei Ihnen? Hat sie denn all ihr vieles Geld verloren, oder . . .

— Nein!

— Aber sie hatte doch ein Vermögen gewonnen in irgendeiner Lotterie?



— Ja, ganze sechzigtausend Mark.

— Und das alles hat sie durchgebracht auf ihre alten Tage?

— Keineswegs.

— Es ist ihr abgeschwindelt?

— Gott bewahre.

— Ja, was ist denn nur?

— Lisbeth hat ihre Sechzigtausend so sicher, wie Sie Ihr Geld haben, als erste Hypothek angelegt.

— Aber . . . ja, wieso ist sie denn wieder bei Ihnen?

— Ja, sie ist eben wiedergekommen und hat sich wieder vermietet, ganz wie früher.

— Nicht doch!

— Ja doch!

— Das ist doch nicht möglich.

— Warum nicht?

— Sie haben ein Mädchen, das sechzigtausend Mark im Vermögen hat, eine Kapitalistin?

— Ja, und die alle Arbeiten macht, genau wie früher, fast noch fleißiger und sauberer, wenn das überhaupt möglich war.

— Aber sie war doch von Ihnen weg?

— Gewiß, über ein Jahr.

— Und ist wiedergekommen? . . ganz von selbst wieder zu Ihnen gekommen?

— Freilich.

— Das verstehe ich nicht. Das müssen Sie mir erklären.

— Ich hab's auch nicht gleich verstanden. Als sie vor einem Jahre den Glückstreffer machte, begriff sie das zuerst gar nicht. Mein Mann hat ihr das Geld sofort angelegt aber sie hielt ihre Zeit noch getreulich bei uns aus. Als es ihr aufging, daß sie in jedem Monat an zweihundert Mark zu verzehren hatte, da hätten Sie die Freude sehen müssen. Gelacht und geweint hat sie all die Tage. Fast zwanzig Jahre war sie in Stellung gewesen, vom sechzehnten Jahre an, bald als Köchin, bald als Kinder- oder Hausmädchen, bis sie zuletzt seit fünf Jahren bei uns eine bessere Stellung gefunden hatte aber doch für zwei arbeitete. Nun brauchte sie nichts mehr zu tun. Nun hatte das Gehorchen aufgehört, und das Befehlen kam jetzt dran. Ausruhen konnte sie sich, und die Daumen drehen, und den lieben langen Tag mit Nichtstun hinbringen, sich erholen und für sich leben, nach zwanzig Jahren langer

Skavenarbeit. Das sagte sie zwar nicht: Sklavenarbeit, aber sie dachte es gewiß, wenn sie das Wort Arbeit aussprach.

Mir, den Kindern und der Köchin erzählte sie in den letzten Tagen von nichts anderem, als wie sie sich ihr Leben von nun an einrichten wollte. In Steglitz hatte sie Verwandte, dahin wollte sie ziehen, um sich in deren Nähe eine kleine Wohnung zu nehmen, womöglich mit einem Stückchen Garten. Wir fragten, ob sie nicht daran denke, zu heiraten. Ne, das fiel ihr nicht ein; vor allem nicht jetzt, wo sie das viele Geld hatte. Damit war sie schon mal hineingefallen, ein gewissenloser Kerl hatte sie um all ihr Ersparthes gebracht; zum zweiten Male sollte ihr das nicht wieder passieren. Sie wollte jetzt was von ihrem Leben haben.

Und so verließ sie uns am nächsten Ersten. Ein herzlicher Abschied mit vielen Tränen ihrerseits und Bitten und Versprechen, sich oft bei uns sehen zu lassen.

Nach acht Tagen kam sie zum ersten Male. Ach, sie hatte so viel zu tun, hatte nahe bei ihren Verwandten zwei Zimmer und Küche gefunden, auch war eine kleine Veranda dabei, die auf ein Stück Garten führte, und nun

hieß es, daß alles in stand setzen. Sie hatte von der Spar-  
kaffe geholt, was sie für die erste Einrichtung brauchte.  
Es kostete zwar alles Geld und wieder Geld, aber sie  
konnte sich's ja leisten. —

Eines Abends kam sie und hat — und die Kinder  
jubelten bei dem Gedanken — wir möchten ihr doch die  
Ehre erweisen, uns ihre Wohnung anzusehen und eine Tasse  
Kaffee bei ihr zu trinken.

Dazu bedurfte es wahrlich keiner Bitten. Wir kamen  
gern hin, und so etwas Bildsauberes habe ich selten ge-  
sehen, eine überaus nette, kleine Behausung, und Lisbeth  
glückselig und fein angezogen. Ansehnlich war sie  
immer gewesen, Sie kennen sie ja, stets propper und nett,  
daß man seine Freude haben muß.

Sie war einfach selig. —

Dann kam der Winter. Sie kam öfters in die Stadt  
und sah sich nach den Kindern um. Die Kinder gingen  
zuweilen noch zu ihr hinaus, aber den glücklichen Eindruck  
machte Lisbeth bald nicht mehr.

Sie war immer freundlich und flink gewesen, hatte  
einem das Wort vom Munde abgelesen und führte oft  
schon aus, woran man im Augenblicke erst gedacht hatte.

Jetzt wurde sie ein bißchen mürrisch und machte keinen sonderlich zufriedenen Eindruck.

Eines Tages kam sie damit heraus, daß sie sich langweile. Es war ihr schrecklich einsam zumute. Die Verwandten wollten immer nur von ihr haben, so daß sie gar nicht mehr mit ihnen zusammenkommen mochte.

Sie wußte einfach nicht, was sie mit ihrer vielen freien Zeit anfangen sollte. Anfangs hatte sie ein kleines Mädchen gehabt zur Bedienung, aber das hatte sie bald wieder abgeschafft. Die Kleine machte ihr doch nichts recht. Vor allem war ihr selber nichts zu tun übriggeblieben. Nun arbeitete sie wieder allein, aber sie hatte doch keine rechte Lust daran.

Es wurde bei ihr eigentlich nie etwas so recht schmutzig, daß es sich kaum lohnte, reinzumachen; es machte ihr keinen Spaß. Sie überlegte immer lange, was sie tun, und ob sie überhaupt etwas tun sollte.

Essen kochen? . . für sich ganz allein, das war eigentlich Unsinn. Bei ihren Verwandten aber und im Restaurant schmeckte es ihr nicht. So ließ sie es oft ganz und begnügte sich mit Kaffee und ein paar Stullen dazu. Das war ihr Mittag.



Früher hatte sie von sechs Uhr früh an gewußt, was sie den Tag über zu tun hatte. Wenn sie jetzt um sechs aufstand, wußte sie um acht Uhr vor Langeweile nichts anderes, als die Hände in den Schoß zu legen. Sie war so gewöhnt, daß ihr gesagt wurde, was sie zu tun hatte, — zwanzig Jahre lang hatte sie immer nur den Willen der anderen getan, daß sie jetzt keinen eigenen mehr hatte.

Niemand war da, der sie lobte oder tadelte. Ihr selbst war alles gleichgültig; denn sie konnte ja tun oder auch lassen, was sie wollte, bis sie es gehen ließ und den Entschluß nicht fassen konnte, sich zu irgendeiner Arbeit aufzuraffen.

Sie blieb des Morgens im Bett liegen, sah dem langen, leeren Tage mit seiner Einsamkeit entgegen und graute sich. Sie hatte keine Lust, aufzustehen, während sonst das Klopfen des Bäckerjungen oder Bolles sie mit einem Satz aus ihrem Mädchenbett getrieben, um hastig einen Unterrock überzuwerfen und die Thür zu öffnen.

Jede Minute war eingeteilt gewesen, jeder Tag brachte seine besonderen Aufgaben. Und die Kinder ließen sie gar nicht zur Ruhe kommen, so daß sie manchmal nicht wußte, wo ihr der Kopf stand.

Jetzt vernachlässigte sie sich, raffte sich nur auf, wenn sie wußte, daß jemand zu ihr kam, oder wenn sie sich auf den Weg zu uns machte. Bei uns, in der altgewohnten Umgebung vergaß sie dann alles und fühlte sich so sicher, so behaglich, daß sie nie etwas sagte. Deshalb erfuhr ich auch erst spät, wie es um sie stand. Und dann war es fast zu spät.

Sie war wirklich krank geworden. Es schmeckte ihr nicht, sie war ganz melancholisch, schlief nicht mehr und fürchtete sich in ihrer einsamen Wohnung. Sie glaubte sich von Räubern und Mördern verfolgt und war in einem solchen Zustand der Haltlosigkeit, daß sie alle Lust am Leben verloren hatte und das unglückselige Geld verwünschte, das ihr ein Zufall geschenkt hatte.

Sie sehnte sich nach dem alten gesunden Schlaf zurück, nach ihrer Arbeit, nach den von vorgeschriebenem Tun erfüllten Tagen, nach ihrem gesunden Appetit, den sie einst besessen, der guten Laune und vor allem dem steten Umgang und Beisammensein mit anderen Menschen.

Ganz gebrochen kam sie eines Tages zu mir, im Zustande völliger Willenlosigkeit.

Keinerlei bestimmte Absicht hatte sie zu mir geführt; sie

mußte nur einmal von ihrem Glend, wie sie es nannte, reden.

Erst während sie mir alles erzählte, kam ihr der Gedanke, wie viel besser sie es früher doch gehabt hatte, wie sie sich danach zurücksehnte, daß irgendwer ihr vorschrieb, was sie tun sollte, daß sie wieder gelenkt wurde und nicht allein die schwere Verantwortung auf sich zu nehmen brauchte, was sie mit der Endlosigkeit eines jeden neuen Tages anfangen sollte.

Trotz aller meiner Bedenken hat sie so lange, bis ich endlich einwilligte, daß sie wieder zu uns zog.

Zufällig ließ es sich einrichten. Schon nach acht Tagen kam sie zur Probe zu uns, nur weil ich ihr helfen wollte, sich aus ihrem Zustande völliger Trübseligkeit aufzuraffen.

Nach kaum drei Tagen war sie fest entschlossen: sie ging nicht wieder zurück in ihre Rentierenherrlichkeit.

Nein, das war nichts für sie. Sie wollte dort bleiben, wohin sie gehörte: bei uns und den Kindern, solange wir sie nur behalten wollten.

Ich hatte noch immer meine schweren Bedenken, aber sie sind bald zerstreut.

Lisbeth hat ihre ganze Einrichtung längst verkauft,

selbst das schöne neue Bette wollte sie nicht mehr sehen. Dafür schläft sie wie früher in dem alten eisernen Mädchenbette, hat ihren gesunden Appetit und ihre gute Laune wiedergefunden und ist froh, daß sie aufs neue weiß, wozu sie auf der Welt ist. Sie arbeitet mit einer Lust, daß es eine wahre Freude ist. Sie ist eben nicht zur Rentnerin geboren und zu alt, um noch umzulernen.

Ein ganz anderer Mensch steht jetzt wieder vor einem, die alte Lisbeth, wie wir alle sie gekannt haben. Als sei eine schreckliche Last von ihr genommen, die Verantwortung, selber etwas zu wollen, allein einen Entschluß zu fassen.

Mechanisch jeden Tag arbeitet sie, was ihr befohlen wird. Vor allem Neuen aber stutzt sie wie früher und holt sich erst Rat.

So kommt es, daß wir ein Mädchen im Dienst haben, das eine recht ansehnliche Kapitalistin ist, das im Jahre nahezu dreitausend Mark zu verzehren hat und doch froh ist, daß sie alle Hausarbeiten machen kann und zu ihrer Rente sich monatlich ihre paar Mark hinzuverdienen darf, indem sie von morgens früh bis abends spät sich für uns in selbstgewählter Sklaverei abraackert.



In Schlafstelle









— Herr Brenner! . . . Herr Brenner! . . .

— Ja! . . . was denn? . . . Dah! . . .

— Se missen uffschtehn

— Wieviel is denn?

— Es is ball sieben.

— Nee, heite schlafen wer bis in de Nacht.

— Aber Herr Brenner, ham Se denn heite Nacht  
keen Dienst?

— Nee, heite feiern wer. Ich mechte ooch mal sehn,  
wie det is, nich bloß uff'n Boock in die Kälte schlafen, —  
mal inn warme Posen liejen, de ganze Nacht durch.

— Aber Herr Brenner, det jehet doch nich! Ach  
Totte doch! Nee.

— Woso? —

Er richtete sich ein bißchen auf und sah nach der

Thür, wo die Wirtin ihren Kopf hereinsteckte, um ihren Schlafburschen zu wecken.

Im Zimmer war es ganz dunkel, das Rouleaux war heruntergelassen, draußen war ein finsterner Winterabend, und der Regen schlug gegen die Scheiben.

— Ach Zotte doch, jammerte Frau Blenke.

— Wat is denn los?

— Herr Brenner, Se missen uffschtehn.

— Ich muß? — Nee, Frau Blenke, heite wird durchjepennt bis morjen früh.

— Aber, Herr Brenner, det jehet nich.

— Wat jehet nich?

— Det Se ins Bett bleiben.

— Zum Donner, warum denn nich?

— Als Se vor drei Wochen jemiet ham, da ham Se doch jesagt, Se sind bloß am Dage ze Hause, weil Se Nachtdroschke fahren.

— Du ich ooch.

— Denn missen Se doch jeze uffschtehn.

— Kein Bein! — De Lise is lahm.

— Doch, Herr Brenner, Se missen! —

— Nu wird mir de Jeschichte aber doch zu dumm.

— Ach, Herr Brenner, ich ha doch det Zimmer noch mal vermiet. —

— Wat haben Se? —

— Nochmal vermiet als Schlafstelle.

— Ja, da soll doch! . . .

Mit einem Satz war er aus dem Bette. Frau Blenke schlug die Tür zu und wartete in der Küche voller Angst, was nun kommen sollte.

Nach ein paar Minuten kam Brenner heraus, nur die Hose an, mit strubbeligem Kopf, noch halb verschlafen und voller Wut.

— Nu aber mal raus mit de Sprache, schrie er. Nochmal vermiet?

— Ja doch, — weil Se doch nur am Dage da sind, ha ich det Zimmerken als Schlafstelle vermiet, man bloß von abends achte bis morjens sechse. Da sind Se doch nie ze Hause.

— Wat, in mein Bett liegt en anderer? —

— Ja doch, ja! — Schreien Se man bloß nich so.

— Det wär ja noch scheener. Zieht's ja jarnich. Da zieh ich; ipleich uff de Stelle zieh ich.

— Ach, Herr Brenner, nee, ach nee! Dun Se det Heing Tobote, Nicht doch! . .

doch nich ne arme Wittfrau an. Ich komm ja so schon nich auß, bei die Fleischpreise, — un da dachte ich, die paar Märker könnte ich noch mitnehmen. Aber wenn Se durchaus nich wollen, denn kündige ich ihr, noch heite.

— Wat wollen Se?

— Ihr kündigen.

— Ihr? —

— Ja, et is man en kleenes Mädchen, aber so'n orientliches Ding. Nee, Se jloben janich. Un so sauber. Die macht keen Fleck.

— Det is man Ihr Flic, Frau Blente, lachte Brenner jetzt und schlug sich auf die Schenkel. Nee so wat, en kleenes Mädchen! Un ich dachte schonst, Se hätten mir da en Dreckskerl ins Bette jelegt. Ich ha schon gemeint, ich jeh jetzt weg, un so jejen zehne komme ich wieder, finde en fremden Kerl in mein Bett, un verhou den aber jrindlich, — un nu is et en Mädchen. Det is jinstig! —

— So'n anständiges Freilein. Se bringt sich immer noch ze arbeiten mit, un so sauber, un — nee wirklich, da brauchen Se sich nich ze scheenieren.

— Du ich ja schonst nich mehr! Na, un wat sagt det Freilein ze mir? —



— Aber Herr Brenner, wat denken Se denn? die weef doch nich! . . .

— Se weef nich? — Gottvoll! . . .

— Wat dachten Sie denn?

— Se weef von nischt. Frau Blenke, id bin nich mehr wütig, man bloß noch neijerig. Is jut! Id bin uffjeschtanden. Aber nu, wo bleibe id nu de Nacht? —

— Det is et wenigste; id wer in de Küche schlafen. Da kennen Se uff mein Sofa liejen, wenn Se wollen.

— Is jut, id verschwör aber nischt. Ansehn wer id se mir, un wenn et en Sticke is, denn find wir jeschiedene Seite. Id lasse mir det Leben nich verkeeln.

— Nee — Herr Brenner, det brauchen Se ooch nich! — aber: nich wahr, Herr Brenner, Se sagen nischt? — Bringen Se 'ne arme Witwe nich um ihr Sticke Brot.

— I wo wer id denn! —

Damit ging er sich anziehen und holte seine Sachen aus dem Zimmer.

Nun saß er in der Küche und wartete auf die Mitbewohnerin. Ihm war sehr komisch zumute, seit er mußte, daß er sein Bett mit einer kleinen Näherin teilte; und er war auf die Wirtin schon gar nicht mehr böse.

Es dauerte lange, ehe seine Neugierde befriedigt wurde. Einmal war es der Briefträger, der klopfte; das andere Mal fragte jemand, ob er für die Nachbarin nicht ein Paket bei Frau Blenke abgeben könne.

Endlich kam sie nach Hause.

Brenner machte sich im Korridor zu schaffen; allein er bekam nicht viel von ihr zu sehen, denn sie schlüpfte gleich in ihr Zimmer. Sie schien ihm sehr niedlich zu sein; nicht eben groß, aber blond und zierlich, und soweit er erkennen konnte, blicksauber.

Er mußte in sich hineingrinsen, wenn er an die geheimnisvolle Beziehung dachte, in der sie zueinander standen.

Aber genauer mußte er sie doch sehen. Er hoffte, daß sie in die Küche kommen würde, vielleicht, um sich ein bißchen warm Wasser zu holen, oder Kaffee zu kochen, aber das tat sie nicht; und Frau Blenke machte ihm keine Hoffnung, — so daß er sich endlich ein Herz faßte und anklopfte und sich entschuldigte, er habe was im Zimmer liegen lassen. Er sei der Nefte von Frau Blenke, erzählte er ihr, dem seine Sachen da mit im Schrank hingen, und habe was im Zimmer vergessen.

Sie hatte ihn nicht weiter beachtet, nur genickt und

ruhig bei ihrem Lämpchen weiter gearbeitet, während er sie schief von der Seite ansah und hoffte, daß sie sich mit ihm in ein Gespräch einlassen werde, was sie aber nicht tat.

So mußte er denn wieder abziehen, ohne daß er was erreicht hatte. Wenigstens hatte er sie gesehen und war sehr befriedigt.

Es war ihm gar nicht mehr so unangenehm, sein Bett mit der Kleinen zu teilen; er schlief bloß diese Nacht nicht sonderlich gut auf dem Strohsack, den Frau Blenke ihm in der Küche hergerichtet hatte, wo er sich in einen alten Kutschermantel einwickelte; er wollte sie nicht von ihrem Schlaffofa in der Kabuse vertreiben.

Sonst schlief er in der Winterkälte draußen auf seinem Kutscherbock wie ein Murmeltier, daß er, wenn Fahrgäste ihn störten, nie wußte, wo er mit seinem Wagen eigentlich war, sondern immer erst mal blind in die Nacht hineinfuhr, so daß ihn manch einer erst anschrte, bis er den Weg fand, — aber heute auf dem Strohsack, nach Bequemlichkeit ausgestreckt, konnte er nicht einschlafen. Das kam davon, daß er den ganzen Tag in der Penne gelegen hatte, sagte er sich; — aber dabei wußte er genau, daß

ihn der Gedanke an das kleine Nähmädel nicht schlafen ließ, das nun an seiner Statt in seinem Bette lag.

Endlich drusselte er ein; den ganzen Tag hatte er noch frei, und zehnmal fragte er Frau Blenke nach der Kleinen aus. Sein kranker Gaul, den er vormittags zur Schmiede brachte, interessierte ihn lange nicht so. Ehe er abends fortging, klopfte er ein paarmal auf das noch nicht aufgemachte Bett und sagte zum Abschiede:

— Schlaf jut drinn, Kleene! . . .

Die Nacht war scheußlich, mit Schnee und Regen, aber ihm war mollig warm, er freute sich auf sein Bett — und als er Pferd und Wagen versorgt und sich umgezogen hatte und früh morgens endlich heimkam, da redete er sich vor Behagen, schnüffelte in der Luft und kuschelte sich in die Kissen mit einem so angenehmen Gefühl, wie er es selten gehabt hatte.

Er spürte noch die Wärme, über die er schon früher sich manchmal gewundert hatte.

Höchst gemüthlich war ihm im Bett, und er mußte immer vor sich hingrinsen bei dem Gedanken, was die niedliche Putte wohl sagen würde, daß er in den Federn

lag, die sie so schön mollig angewärmt hatte, und daß sie abends wieder in das Bett kroch, nur wenige Stunden, nachdem er es verlassen hatte.

Die Geschichte war wirklich gediegen. Er drehte und wendete sich und fand, daß das Bett recht bequem eingelegen war, ganz für ihn passend. Er schlief endlich ein und hatte beim Erwachen das Gefühl, daß er immer nur von der netten kleinen Nähterin geträumt hatte.

Er war die ganzen nächsten Tage sehr aufgeräumt, hätte die Geschichte furchtbar gern seinen Kollegen erzählt; war oft nahe daran; aber im letzten Augenblick schwieg er. Er fand es nicht nett, daß er sein Geheimnis ausplauderte, und mochte die frechen Witze nicht hören, die sie gewiß über ihn und das Mädchen gerissen hätten.

Wenn er nach Hause kam, konnte er es nicht lassen, im Zimmer herumzustöbern, um etwas von ihr zu entdecken, aber Frau Blenke schien jedesmal gründlich aufzuräumen, ehe ein Wechsel ihrer Schlafmieter eintrat.

Dabei hatte er immer die Absicht, die Kleine wieder zu sehen, aber es ließ sich nicht machen. Er mußte fort, ehe sie abends nach Hause kam, und sie war fort, ehe er alles besorgt hatte und heimkam. —



Eines Nachmittags war er früher aufgestanden, hatte schlecht geschlafen und klagte Frau Blenke, daß ihm so unbehaglich gewesen war, als ob irgendwas fehlte.

— Ich weeß schon, wat Ihnen fehlt. Det Freilein is seit zwei Dage nich mehr da.

— Wat denn, wat denn? — Is se weggezogen?

— Ja!

— Ach je, ach je! . . .

— Aber se kommt wieder. Ne Schwester von sie heirat', und da is se uff en paar Dage rüber.

— Gott sei Dank!

— Nanu? . . .

— Ja, id ha zu schlecht jeschlafen, als ob mir was jefehlt hätte; un nu hat ooch richtig wat jefehlt. —

Die nächsten Tage jammerte er jeden Abend, wie schlecht er gelegen hätte. Nee, das war nich das richtige, er war das anders gewöhnt.

Er fühlte sich erst wieder glücklich und spürte es gleich, als sie wieder da war. —

— Ach, Herr Brenner, wat mach' id denn nu, denken Se bloß, det Freilein mechte det Zimmer ooch Sonndags

benutzen. Bis heite hatte se man bloß Schlafstelle und ooch Sonndags ging se um sieben und kam erst abends ze Hause; da jing se zu ihre Schwester nähen; aber nu is de Schwester zu ihre Eltern, und wat unser Freilein is, die kriegt 'ne Maschine ins Haus, und vielleicht näht se ooch in de Woche ze Hause. Nu weeiß id nich, wat id dun soll. Von Ihnen krieg id doch de merschte Miete, un da muß denn woll det Freilein Leine zieh'n, un id komme um meinen scheenen Verdienst. Ach, Herr Brenner, unserains hat es aber ooch zu schwer.

— Ja, Frau Blenke, det is ne schmierige Sache. Wollen se nich mal mit ihr reden? Seh'n Se, wenn se bloß Sonndags ze Hause is, denn könnte se doch ganz jut in de Kiche bleiben. Soll id mal mit ihr reden? —

— Ach ja, Herr Brenner. Diesen Sonndag is se schon ze Hause. Se könnten ja ooch uff'n Sofa schlafen bis nachmittag, denn de Kiche brauche id.

— Is jut, Frau Blenke. Machen wir.

Aber als der Sonntag kam und Brenner sich einen Vorwand gesucht hatte und mit Fräulein Anna sprechen wollte, da kam er zwar ganz nett mit ihr ins Reden, aber was er sagen wollte, dazu fand er nicht den Mut.

Sie sah ihn mit ihren klaren Augen so an, daß er es nicht konnte; oder das Bett fiel ihm ins Auge, und da wußte er nicht, wie er anfangen sollte.

So zog er unverrichteter Sache wieder ab, und Frau Blenke mußte selber mit ihr reden.

Kaum hörte das Fräulein von der seltsamen Teilung, als sie gleich ausziehen wollte, auf's höchste empört. —

Als Frau Blenke Brenner berichtete, wie es ihr ergangen war, schüttelte er traurig den Kopf; in der Nacht konnte er auf dem Boß gar nicht einschlafen. Fahrgäste wollte er nicht haben und hatte sich eine ganz einsame Gegend ausgesucht, wo ihn so leicht niemand stören würde. Da dachte er über einen Brief nach, den er ihr schreiben würde.

Sie behauptete, die erste Mieterin gewesen zu sein, und die paar Tage, bis sie ein anderes Zimmer gefunden hätte, verbat sie sich energisch jede Mitbenutzung.

Frau Blenke hatte ihr zwar was erzählt von ihrem Neffen, aber wenn die Polizei das erfuhr, da sie doch nicht an Herren und Damen zu gleicher Zeit vermieten durfte — na, da konnte sie ja ihre Strafe zahlen. —

Frau Blenke war ganz still und wiederholte ihr immer nur, was für ein netter und anständiger Mensch

Herr Brenner sei; aber Fräulein Anna wollte von nichts wissen. —

Da nahm sich Brenner wieder mal Urlaub für ein paar Abendstunden und sprach mit ihr. Da es ihr nicht paßte, so zog er eben weg. Er hätte gewiß nicht die Absicht, ihr im Wege zu stehen.

Nun spielte sie die edelmütige und wollte ihm keine Ungelegenheiten bereiten, und schließlich kamen sie auf einen ganz freundschaftlichen Ton — und sie erzählten sich allerlei, was gar nicht mehr im Zusammenhange stand mit ihrer Wohnungsangelegenheit.

Er hatte inzwischen eine andere Schlafstelle gefunden; allein es fehlte ihm was, alles paßte ihm nicht. Das Bett war ausgezeichnet, aber des Nachts lag die Alte, bei der er wohnte, offenbar selber darin und das kränkte ihn. Er war es anders gewöhnt. Wenn er sich seine dicke Wirtin ansah, überlief es ihn nicht gerade angenehm. —

Schließlich hielt er es nicht mehr aus. Ein paarmal hatte er sich abends freigemacht und kam herauf, um mit Fräulein Anna zu schwätzen. Er erzählte ihr, daß er sich was gespart habe und mit dem Gedanken trage, sich selbstständig zu machen.

Sie hörte das ruhig mit an und ermutigte ihn. Es tat ihr längst leid, daß sie gar so hart gewesen war, und sie merkte ihm bald an, worauf er hinaus wollte.

Er sehnte sich nach dem molligen Bett der Frau Blenke zurück, da hatte er immer wie ein Murmeltier geschlafen, während er sich jetzt vergebens wälzte, um eine bequeme Lage zu finden.

Und eines schönen Tages machte er Fräulein Anna einen regelrechten Antrag. Ne eigene Wohnung könnte er nicht gleich nehmen, erst wenn er genug verdiente, konnten sie von Frau Blenke fortziehen. Geheiratet aber sollte so rasch als möglich werden. Er sehnte sich zu sehr nach seinem alten Bette.

Eins aber machte er vorher noch zur Bedingung: das Bett mußte ihm Frau Blenke verkaufen, das sollte dann das erste Stück in ihrer neuen Wirtschaft sein. Er kaufte es ihr gleich ab, um sicher zu sein.

Drei Wochen später zog er als gesetz- und rechtmäßiger Eigentümer und Ehemann zu Frau Blenke, und glückstrahlend nahm er wieder Besitz von der ihm nun doppelt lieb gewordenen Lagerstätte. —

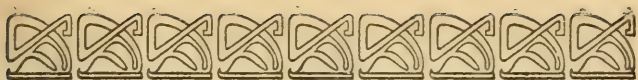


Mein Freund Pinternagel









— **M**orjen Herr Pinternagel, morjen! Wie geht's denn? — Hier, das ist meine junge Frau! — Dies ist mein Freund, Herr Pinternagel!

Die junge Frau am Arme des Offiziers lächelte ein wenig gezwungen dem Schutzmann zu, dem ihr Gatte eben lebhaft die Hand gereicht hatte, und der nun strahlenden Antlitzes stramm vor ihnen stand und seinen nachträglichen, gehorsamsten Glückwunsch stammelte.

— Auf Wiedersehen, Herr Pinternagel! Wir bleiben noch ein paar Tage hier bei meinen Eltern. Da werden wir uns schon noch begegnen, auf Wiedersehen! —

Ganz erstaunt sah sie ihren Mann an, daß er sich mit einem Schutzmann auf der Straße die Hand schüttelte, er, der sonst so schrecklich reserviert tat.

Jetzt sah er sich gar noch einmal um, und winkte dem Manne zu, der mit vergnügtem Gesicht ihnen nachsah.

— Was ist denn das für eine Bekanntschaft, Hermann? — Hat der mal unter dir gedient? Aber dazu ist er doch zu alt. —

— Nein, das ist nur mein Freund.

— Dein Freund? —

— Ja. Der Mann hat einmal mein Leben in seiner Hand gehabt, es hing von ihm ab, daß ich was anderes werden mußte, jedenfalls kaum Offizier. — Und dann hätte ich dich nicht kennen gelernt, na und überhaupt.

— Aber Hermann, wieso denn? . . .

— Die Geschichte ist höchst einfach, weil sie so manch einem von uns schon passiert ist; nur hat sie nicht immer den guten Ausgang genommen wie bei mir.

Also, das war im letzten Jahre, als ich hier auf dem Gymnasium war, und das Abiturientenexamen stand vor der Thür. Wir waren eine sehr vergnügte Gesellschaft und hatten eine Art Verbindung gegründet, und tagten, oder nächtigten vielmehr wöchentlich zweimal, wenn es ging, in einer kleinen Kneipe einer versteckten Seitengasse, wohin nur selten ein Mensch kam, und wo wir vor einem Pauker sicher waren. Die trauten sich bei nachtschlafener Zeit gewiß nicht da hinein.

Im Gefühle, daß es bald mit jedem Zwange vorbei war, nahmen wir wenig Rücksicht. Es wurde gesungen und getrunken, und getrunken und gesungen bis spät in die Nacht. Die Alten glaubten, wir säßen bei einem Freunde und arbeiteten gemeinsam auf das Examen los. —

Eines Abends kamen wir aus unserer Kneipe, wo es hoch hergegangen war. Zwei von uns hatten in den Tagen Geburtstag gehabt und mußten was schmeißen, und niemand konnte von uns, von keinem einzigen behaupten, daß wir nüchtern seien.

Wir hatten uns untergefaßt, und in der stillen Straße lärmten wir, und sangen, — und natürlich mußten ein paar Laternen daran glauben, die ausgedreht wurden, damit die Stadt an Gas sparte.

An der Straßenecke stand ein Polyp unter einer Laterne. Aber das kümmerte uns wenig.

Als wir an ihm vorübergingen, sagte er ganz ruhig:  
— Machen Sie nicht solchen Lärm. Das geht nicht.

Es schien ein harmloser Polizist zu sein, der uns nicht imponierte, so daß wir uns nicht stören ließen.

Er ging langsam hinter uns her. Einer von uns  
Sein Lobote, Nicht doch!..

ratterte mit seinem Stocke an den herabgelassenen Jalousien der Läden, was gräßlich klang.

Nun kam er schneller hinter uns her, und da beschlossen wir, im Gänsemarsche zu gehen; wir fingen gleich damit an, umkreisten eine Laterne, und dann wollten wir den Polypen umkreisen. Keiner wollte recht die Spitze nehmen, da mußte ich es tun, zumal sie alle behaupteten, ich sei zu feige dazu, ich wolle nicht mittun. —

Wir schlängelten denn also los, erst um ein paar Laternen, dann ging es auf den Schutzmann los, und da — als ich im Bogen um ihn herumwollte, rannte ich stolpernd gegen ihn und trat ihm auf den Fuß, daß er aufschrie.

Im nächsten Augenblick fühlte ich mich beim Kragen gefaßt, und die lieblichen Worte tönnten an mein Ohr:

— Sie kommen mit zur Wache.

Dazu hatte ich natürlich nicht die geringste Lust, und sträubte und wehrte mich nach Kräften. Ich drohte ihm auch mit totschlagen und sonstigen Annehmlichkeiten; aber gegen den Polizeigriff ließ sich nichts tun, und als ich meine Freunde zur Hilfe rief, daß sie mich befreien sollten, sah ich, daß sie sich schön fern hielten. Ich war offenbar

ganz allein auf den Schutzmann losgegangen, während die anderen zurückgeblieben waren.

Ich rief und schrie, aber keiner traute sich heran. Gleich um die Ecke war die Wache, und als ich erst da war, wurde ich doch sehr kleinlaut.

Ich hörte bloß was von: ruhestörendem Lärm, Verübung groben Unfugs, tätlicher und wörtlicher Beleidigung, Beamtenbeleidigung und Aufforderung zur Gefangenenbefreiung.

Schon war ich darauf gefaßt, daß ich die Nacht auf der Wache zubringen mußte, als ich wieder auf der Straße stand. Ich wußte dunkel, daß ich mich genügend legitimiert hatte und entlassen war.

Ich war völlig nüchtern geworden, und als ich mit hängenden Ohren nach Hause trollte, sah ich mit einemmal all meine lieben Freunde neben mir, die sich bisher hübsch versteckt gehalten und auf mich gewartet hatten.

Die waren auch nicht mehr in gehobener Stimmung, und von mir kriegten sie was zu hören über die niederträchtige Gemeinheit, mich so im Stiche zu lassen, statt mir zu helfen. —

Ich ließ sie stehen und ging meiner Wege. —



Die ganze Nacht fühlte ich im Nacken den Griff des Polizisten, was mich am einschlafen hinderte.

Und nun die nächsten Tage.

Einem zum Tode Verurteilten kann nicht unheimlicher zumute sein.

Keinem Menschen hatte ich was davon gesagt.

Die Kompennäler meinten, das gäbe ein Strafmandat über drei oder fünf Mark.

Alein, mir schwirrten die Erinnerungsworte im Ohr: ruhestörender Lärm, Beamtenbeleidigung, tätlicher Angriff, Aufforderung zur Gefangenenbefreiung! —

Und wenn es selbst bei einem Strafmandate blieb, im Moment, wo in der Schule was davon verlautete, war ich verragt.

Da hätte es gleich heißen, daß ich wegen mangelnder sittlicher Reife nicht zum Examen zugelassen werden könne.

Die ersehnte Freiheit wurde auf ein halbes Jahr hinausgeschoben, und mit dem Leutnantwerden war es damit womöglich auch vorbei. —

Wenn es klingelte, fuhr ich zusammen. In der Schule sah ich in jedem Lehrer, der auf mich zukam, der

eine Frage an mich richtete, den Henker, der mir die Schreckensbotschaft überbrachte.

Es war gräßlich. — Und eines Tages kam ein polizeiliches Schreiben. Ich hätte es unterschlagen können, aber meinem Alten konnte und mochte ich nichts verhehlen, und da erzählte ich ihm denn.

Na, das war eine böse halbe Stunde!

— Wenn du nur gleich gekommen wärest — aber nein, verheimlichen und heucheln — na mit deiner Laufbahn wird es ja nun ex sein, — da kannst du ja man Kaufmann oder Landwirt werden. Aber sehen will ich, was sich tun läßt. Gestern abend bin ich noch mit unserem Polizeipräsidenten zusammengewesen — das ist ein trinkfester Herr, der vielleicht solch einen Dummenjungenstreich versteht und einem raten kann. Gib mir mal meinen Hut und das Schriftstück. Helfen wird es kaum was, aber versuchen kann ich es ja, obgleich du es nicht verdienst und eigentlich ausbaden müßtest, was du dir selbst angerichtet hast.

Die Mutter saß bloß da und heulte. Und ich wäre am liebsten fortgelaufen, aber ich saß in Angst am Fenster und wartete und schwitzte Blut. —

Endlich sah ich den Vater über die Straße kommen, mitten auf dem Wege wurde er von einem Bekannten angesprochen, der ihn so lange festhielt, daß ich am liebsten Tränen vor Wut und Aufregung geweint hätte.

Auch zu Hause ließ er sich nicht gleich aus, seine einzige Antwort war:

— Wir müssen abwarten. —

Am Nachmittag kam ein Schutzmann, der mit dem Vater verhandelte, und dann mußte ich aufs Präsidium gehen.

Na, freundlich war der Empfang beim Präsidenten nicht.

Besonders gewählt war die Rede auch nicht, die ich bekam; Dummerjungenstreich war das gelindeste, was ich zu hören bekam, eine regelrechte Standpauke, an deren Schlusse der Präsident sagte:

— Daß nicht ganz anders gegen Sie vorgegangen wird, das haben Sie außer Ihrem ehrenwerten Herrn Vater, der eine so geachtete Stellung in unserer Stadtverwaltung einnimmt, lediglich der Liebenswürdigkeit und Güte des Herrn Pinternagel zu danken. Er ist bereit, wegen der Beleidigungen, die Sie in sinnloser Trunkenheit ausgestoßen haben, und daß Sie ihn auf den Fuß

getreten haben, als ihr da im Gänsemarsch um ihn herumgegangen seid, von einer Weitergabe zwecks gerichtlicher Bestrafung abzusehen, wenn Sie sich bereit erklären, ihn wegen Ihres unerhörten Benehmens um Verzeihung zu bitten. Er wird morgen mittag um ein Uhr in seiner Wohnung sein, Petergasse drei. Vom Ausgange dieser Unterredung machen Sie mir schriftlich Mitteilung. Dann werden wir weiter sehen. Wenn ich nicht die Schande bedächte, die Sie über das Haupt Ihres Vaters bringen, und daß Sie kurz vorm Examen stehen, würde ich mich auf all das wahrhaftig nicht einlassen. Und nun noch eins: geben Sie sich gefälligst Mühe, daß Sie was vertragen können, und daß nicht ein paar schäbige Glas Bier imstande sind, Sie so unterzukriegen. Das ist ja schämlich! — Sie sehen, wohin das führen kann. Also morgen mittag um ein Uhr stellen Sie sich beim Schutzmann, Herrn Pinternagel ein, — und berichten mir darüber. So! jetzt können Sie gehen, und ich hoffe, daß Ihnen das eine Lehre für Ihr ganzes Leben sein wird. —

Ein begoffener Pudel war nichts gegen mich in diesem Augenblicke. Ich hätte am liebsten geschworen, nie wieder ein Glas Bier anzurühren, so gräßlich war mir. —

Am andern Mittag Punkt ein Uhr stand ich vor Nummer drei der Petergasse, und eine freundliche Frau ließ mich in ein kleines Zimmerchen, wo ich aber nicht Platz zu nehmen wagte. Von den nächsten Augenblicken hing mein ganzes Leben ab.

Da trat Herr Pinternagel ein, offenbar in seiner besten Uniform, mit überaus ernstem Gesichte, fast unerbittlich, was mir hinterher ja ein bißchen komisch schien. Aber in dem Moment hatte ich kein Gefühl dafür.

Hundertmal hatte ich mir überlegt, was ich sagen sollte, aber nun war alles wie weggeblasen. Ich stotterte irgendeine Entschuldigung: daß ich nicht gewußt hätte, was ich getan, daß ich ihn doch nur aus Versehen auf den Fuß getreten hatte, — daß ich ihn nicht habe kränken wollen, sondern gekommen sei, um ihn wegen meines Benehmens um Entschuldigung zu bitten, und so weiter.

Er hörte sich das ganz ruhig mit an, und dann erwiderte er, daß er nach der Fürsprache des Herrn Präsidenten, in Rücksicht auf meinen Herrn Vater sich mit meiner Entschuldigung begnügen wolle, soweit sich der Vorgang gegen seine Person gerichtet habe. Das übrige müsse er dem Herrn Präsidenten anheimgeben.



Dann hat er mich, Platz zu nehmen. Die strenge Amtsmiene wich ein wenig, als er mir auseinandersetzte, daß er lediglich seines Amtes gewaltet habe, und daß ich mich doch recht unbotmäßig betragen hätte.

Zum Schlusse entschuldigte ich mich nochmals, und mit einem Händedruck schieden wir. —

Dem Präsidenten machte ich einen Bericht, und bekam dann ein schönes Schriftstück, in dem mir wegen meines Benehmens in der Nacht vom 12. zum 13. ein Verweis erteilt wurde. —

Kein Mensch erfuhr was davon. Ich machte mein Examen, ich ging zur Marine, ich lernte dich kennen, und das alles dank dem Herrn Pinternagel.

Als ich zum erstenmal als junger Leutnant zurückkam, und durch die Stadt schlenderte, da stand mit einem Male, als ich über die Straße ging, ein Schutzmann stramm, — und als ich hinsah, war es mein Freund Pinternagel, der mich angrinste. Ich schüttelte ihm die Hand, und er freute sich unbändig mich wiederzusehen.

Seitdem habe ich es nie unterlassen, so oft ich hier war, mich zu erkundigen, wo er Dienst hatte, um ihn in seinem Reviere aufzusuchen.



Auch heute die Begegnung war nicht ganz unbeabsichtigt. Ich mußte<sup>e</sup> meinem Freund Pinternagel doch meine Frau vorstellen. Denn wenn Herr Pinternagel nicht gewollt hätte und nicht mein Freund wäre, dann säße ich jetzt vielleicht auf irgendeiner gottverlassenen Klitsche unter den Bauern, oder wäre Gott weiß was geworden, statt daß ich neben solch liebem kleinen Dinge hergehen kann, das schon sein Näschen rümpfen wollte, weil der Schutzmann Pinternagel mein lieber Freund ist. —



# Wohltätigkeit







— Ein Unglück soll das sein, wenn unsereins ein Kind kriegt? — Aber Menschenkinder, seid ihr denn ganz dämlich. Was besseres kann einem ja gar nicht passieren.

— Na, Luise, halten Sie man die Luft an. Die Marie hat recht: lieber tot, als damit herumlaufen.

— Ihr seid woll? — Da sieht man, daß ihr dumm vom Lande kommt, un von der Großstadt rein gar nichts versteht. Ich hab's im Leben nie wieder so gut gehabt als damals, un wollte schon, es käme wieder.

— Sie haben ein Kind, Luise?

— Un ob! Wat meenten Sie denn? Denken Se, ich rede ins Blaue hinein? — Gott bewahre! Ich weiß, was ich weiß.

— Wie alt ist es denn?

— Es? — Nee, Minna: Er! Ein strammer Junge un is jetzt fünf Jahre alt.

Luise sah sich stolz im Kreise um, der sich fast alle

Abend in der Küche von Marie versammelte, denn deren Herrschaft war meist aus, im Theater oder in Gesellschaft.

Sie hatten es sich gemütlich gemacht, ihr Abendbrot mitgebracht und tranken ihren Tee gemeinschaftlich, oder holten sich ein paar Flaschen Bier herein.

— Ree! Luise, Sie haben einen Jungen? Davon haben Sie ja noch nie was gesagt.

— Wozu? — Bloß wenn es Zweck hat. Braucht nicht all und jeder zu wissen.

— Weiß Ihre Herrschaft? —

— Gewiß doch! Das ist immer das Erste.

— Wieso denn?

— Na, wegen die bessere Stellung und Behandlung.

— Bessere Stellung?

— Na gewiß doch, bessere Stellung! Damit kann man heute alles erreichen. Das gehört doch heut dazu.

— Was denn?

— Na, daß man ein Kind hat.

— Sie sind woll? —

— Lesen Sie denn nie ne Zeitung, Marie? Ja, was steht denn viel anders drinn als Gründungen von Säuglingsheimen, Entbindungsanstalten, Mutterschafts-

fürsorgen; und wozu feiern unsre Herrschaften Feste? bloß daß Geld für solche Sachen zusammenkommt. Passen Se mal auf: Erst gestern wieder! — Geben Se mal die Zeitung her. — Warten Se mal . . . hier steht es gleich. Da: Großes Fest zur Gründung eines Schwangerschaftsheim's. — Psui Deubel! — Früher hätte unsereins sich scheniert, so 'n Wort bloß in den Mund zu nehmen. Jetzt drucken se es groß in de Zeitung, un richtige Prinzessinnen un Träffinnen un so gehen ausgeschnitten mit nackten Hals un Arme hin, un machen wegen uns Kellnerin un verkaufen Sekt. Un ganz unschuldige, anständige junge Mädchen sind ne Masse dabei. Ob die woll die rechte Ahnung haben, auf was für ne spaßige Art man eigentlich zu so nem Säugling kommt? — die müssen auch mithopsen und schön tun, damit Geld einkommt. Denn das ist alles bloß für uns und das Kleinzeug, das wir kriegen. Ja, da gucken Se, was? —

— Ach, Luise, Sie wollen mir uzen.

— Sott bewahre. Nee! nee! — So is es. Es kann einem heute gar nichts Besseres passieren, als mal reinzufallen, wie das früher hieß. Lassen Se sich erzählen.

— Los, Luise! aber nich flunkern.



— Nee, Kind, Se können sich ja erkundigen. So leicht wie uns wird es keiner dazu gemacht . . . Gott, wenn man bedenkt, so 'ne arme Arbeiterfrau, wie schwer die es hat, womöglich schon ein, zwei Jöhren, und vor allem den Mann dazu. Bloß nich heiraten, lieber zehn Jöhren so kriegen als einmal heiraten.

— Ich denke, Sie wollen heiraten, Luise? —

— Na ja — das is aber auch was andres. Meiner is doch keen Arbeiter.

— Also, Luise, nu erzähl'n Se mal.

— Is gut. Also: Damals war ich grade bei nem Doktor in Stellung, keinem richtigen Doktor, bloß man so einer von de Universität. Ich ging damals noch als Köchin un Mädchen für alles. Jetzt hat sich das auch gehoben, un ich bin Wirtschaftsterin. Ja, glaubt ihr, daß sich früher irgend wer um mich gekümmert hätte? Keine Spur. Ich war dazu da, meine Arbeit zu tun, was sonst mit mir war, darum hat sich kein Mensch gekümmert.

Ob wir krank un müde zum umfallen sind, danach fragt kein Mensch. Aber das alles is anders geworden von dem Tage an, wo sie wußten, daß ich in andre Umstände war. Lange genug habe ich's selber nich gewußt

un nich glauben wollen. Gott, ich dachte, ich hätte mir erkältet. Aber nee, eines Tages, da wußte ich's nu ganz sicher. Ja, was soll man da nu machen? Gingehn, un sich's wegbringen lassen, darf man ja nich, un is auch nich so einfach. Das kostet Geld, un nochmal Geld, un manchmal geht man bei drauf. Das habe ich gewußt, un Angst davor gehabt. Ich sage euch, das is heutzutage das dümmste, was man tun kann. Na also, was soll ich viel erzählen: eines Tages siße ich auf nem Stuhl in der Küche, un muß mir den Leib halten, weil ich es vor Schmerzen nich aushalten kann, denn ich hatte Großreinemachen, un in der Küche stand alles drunter und drüber, un das Wasser schwamm man so. Da kommt die Frau herein. Das Fenster war auf, un ich höre se nich kommen, un muß woll schrecklich gestöhnt haben. Da fragt se mich denn ganz entsezt: Aber, Luise, was is denn mit Ihnen? Sie stöhnen ja, als ob Sie sterben wollten. — Ach, sage ich, das möchte ich am liebsten auch, da wäre mir am wohlsten. — Na, un da fragt se, un es hatte gar keinen Zweck, es noch abzuleugnen, denn se behauptete, se hätte sich schon seit einiger Zeit so was gedacht, — also sagte ich, wie es war. Wozu abstreiten? In dem Augenblick

war mir alles ganz Wurscht, un wenn se mich gleich vor die Tür gesetzt hätten. Aber daran dachten se nich, Gott bewahre.

— Aber das können se doch, einen einfach raus-schmeißen, ohne Kost und Lohn, nich wahr?

— Nee, das tut heute keine mehr. Ja, Menschens-kinder, habt ihr denn nie was von der sozialen Frage gehört, wie sie es nennen? Na, ich sage euch, das is das Beste, was se überhaupt erfunden haben. Paßt man mal auf, ihr werdet's an euch selber schon erfahren. Früher, da wurde man auf die Straße gesetzt und konnte zusehn, wie man verhungerte; oder man mußte später das Wurm umbringen, oder ner Frau geben, die dafür sorgte, daß man nich zu lange zu zahlen brauchte. Heute gibt es das alles nich mehr. Heute nimmt die Gesellschaft die Pflicht auf sich, für die „Erhaltung von Mutter und Kind“ zu sorgen. Ja, ja, guckt man. So nennen sie das heutzutage. Lauter so ne schöne Worte, paßt mal auf: Ne jede hat das „Recht auf Mutter-schaft!“ —

Jewiß doch! Das könnt ihr gedruckt lesen. Das „Recht, sich auszuleben“ un en Kind zu kriegen. Für das Kind sorgen dann schon die andern. Dafür gibt es Vereine über Vereine, un gut hat man's da, nich zu

sagen. Na wartet man, ihr werdet euch die Finger lecken. Also is gut. Die Frau läuft un holt mir Tropfen, und ich muß die Küche so lassen un mich erst mal hinlegen. Un als es dann wieder besser ging, sollte ich eigentlich alles sein lassen, aber das ließ ich nun doch nich zu. Allein schonen sollte ich mich, daß mir nur ja nichts passierte. Un am Abend wollte die Frau gleich mit ihrem Manne reden.

Erst mal mußte ich mich vom Hausarzt untersuchen lassen. Ich konnte ihn nich leiden, aber was half's.

Ich schenierte mir mächtig; denn es is nich grade schön, wenn en fremder Kerl einem am Bauche herumsummelt, un kloppt un horcht, un seinen Strubbelfopp auf einen feinen Nabel legt, um zu hören, ob auch alles richtig is.

Na, es war natürlich richtig mit Charlotten. Daran war kein Zweifel. In em Vierteljahr schon sollte ja das Kind denn kommen, un da meinte der Doktor, wenn ich mich schonte, könnte ich bis drei Wochen vorher gern bleiben. Bloß schwere Arbeit dürfe ich nich machen, auch nich auf die Leiter steigen, nich viel bücken, nichts Schweres heben un nich hochlangen.

Das gefiel mir ja schon ganz gut. Und dann tüchtig

essen. Bloß zu Anfang war mir manchmal übel gewesen. Jetzt ließ mein Appetit mich zu wünschen übrig.

Der Herr kam auch dazu, un es wurde beschlossen, da sie doch mit mir zufrieden waren, un ich so recht nach ihrem Geschmacke kochte, daß ich bleiben sollte; für die schweren Arbeiten fand sich schon wer. Dann zwei oder drei Wochen vorher ins Wöchnerinnenheim, wo es mich gar nichts kostete, bloß ein bißchen mithelfen sollte ich in der Küche da, un nachher wollten se mich zurücknehmen, un sich inzwischen mit ner Ausshilfe begnügen.

Ja, ihr guckt! — Aber es is so, un nich aus Gutmütigkeit, un weil se so dumm sind, tun se das; nee, das halten sie für ihre soziale Pflicht und außerdem, wenn man was kann un leistet, dann halten se einen schon. So dick sind die guten Mädchen nich gesät.

Na also, von da an hatte ich natürlich einen guten Tag. Die Frau selber hatte immer die größte Sorge, daß ich mir auch nich verhob un mir sonst nen Schaden tat, als ob nich ich, sondern sie selber das Kind kriegen sollte. Sie fühlte sich für alles verantwortlich. Na, ich sage euch, zum totschießen komisch.

Fürs Fensterputzen, Eimertragen und Bohnern un



alle schwere Arbeit gab's morgens ne Reinemachefrau, un wenn das Essen ja auch immer vom allerbesten war, nu wurde noch extra gesorgt für mich, kein Fett, un nichts, was mir nich bekommen konnte.

Die Frau war in allerhand so moderne Vereine, ein paarmal hatte se mich un das Hausmädchen mitgeschleppt zu Dienstbotenabenden, Unterhaltung für Hausgenossinnen nennen se es, da hat se selber Gramophon gespielt und auch gesungen, ei je! — Un von Zeit zu Zeit kam denn so ne Bundesfreundin, un der mußte se woll immer erzählen, was los war un was mit mir werden sollte. Das merkte ich an den Blicken, wie se mich ansah, denn immer mußte ich reinkommen, un denn ließ sich die Frau ja woll von die andern dummen Luder's bewundern; denn schließlich muß eine doch dumm sein, wenn sie sich so mit einem hat, un stolz drauf is, was sie tut.

Na, nu kam denn die kritische Frage, wer es gewesen war, von wegen Alimente. Dafür sorgen se auch.

Das war nu verflucht schwer. Mit meinem Bräutigam hatte ich mir damals grade verzankt. Er war eifersüchtig geworden auf nen Unteroffizier, der mächtig hinter mir her war, das war en patentter Kerl. Un denn war ich



noch en paarmal mit nem Schlosser schwofen gegangen. Da soll man nu sagen, wer der Vater is. Das war nu so ne Sache. Aber nu mußte mein Richard dran, da half nichts. Er is es ja woll auch gewesen.

Schöne Augen hat der gemacht, als er davon gehört hat, aber was half's ihm. Sie sind ihm gleich mit ihrem Rechtsanwalt gekommen. Von den andern wußte er ja nichts, un da hat er denn schließlich klein beigegeben, un zahlt seine zwölf Mark im Monat, un wenn ich bloß wollte, denn heiratete er mir vom Fleck weg.

In dem Wöchnerinnenheim am Urban war's auch ganz fein. Ich hatte auch woll einen Vorzug, weil unsre Frau doch bei all den Vereinen is, un immer schreibt un rennt, wenn es gilt. Das bißchen Arbeit da war ganz nett; die Zeit ging hin, un ich kriegte allmählich doch Bammel vor der Geschichte; die Schwestern da erzählten die gruseligsten Geschichten, un man sah un hörte auch allerlei, un wenn man an den Leichenkeller dachte, von dem eine mal erzählte, wurde einem heidenangst, wenn auch in der Zeit nichts passierte. Aber man hörte oft das Wimmern un Stöhnen, un eine schrie alle Tage, obgleich se noch lange Zeit hatte. Na, es war nich schön.

Jetzt, wo es längst vorüber ist, un wo man selber weiß, wie es tut, is es ja nich mehr so schlimm, aber damals war einem manchmal mächtig bange.

Na, un eines schönen Abends war es denn so weit; un es ging alles viel besser, als ich dachte. Gott, ne Kleinigkeit is es ja nich grade, aber nich schlimmer als sich ein paar Backenzähne ziehen lassen.

Un ein merkwürdiges Gefühl, wenn man dann solch kleines Ding neben sich hat; das kann man gar nich beschreiben, wie komisch das is, daß man nu Mutter von so nem kleinen Wurm is. Hübsch is es doch.

Das schönste Gefühl aber is, daß man in einem saubern, weichen Bett liegt, nichts zu tun braucht, un liebevoll gehütet und gewartet wird. Bloß der Hunger zu Anfang, wenn man noch nichts Gescheites essen darf, un bloß mit Suppe un Geflügel gefüttert wird, wo man schon rechtschaffen einhauen möchte, — das is weniger schön. Aber bald gibt's denn dafür tüchtig zu essen.

Da war man wie im Himmel.

Un die Schwestern sind zu nette Mädchen, un selbst die Oberin, vor der man sich immer ein bißchen gegrault hatte, scheint einem das freundlichste Wesen von der Welt.

Am zweiten Tage schon kam dann meine Frau sich erkundigen un gratulieren, un bald allerhand Besuch, un da wir zu fünfen in einem Zimmer lagen, gab es immer zu reden, un wenn man sich mal nichts zu sagen hatte, war es am schönsten, dann döste man vor sich hin. Zufriedener bin ich nie gewesen als da, un manchmal träume ich davon, so schön war es.

Als ich auf durfte, da war es noch netter, aber da mußte ich bald fort, denn das Bett wurde wieder gebraucht, aber nu kam ich in das Heim für Säuglingspflege, un da war es noch amüsierlicher. Bloß eins ärgerte mich: ich kriegte zu meinem Jungen noch ne kleine Krabbe, die ich mitnähren sollte, ein ekliges Geschöpf, vor dem ich mir graute. Das war scheußlich, daß solch ein Ding meinen seine Nahrung wegnehmen sollte. Ich habe aber schon gesorgt, daß der andre nicht viel kriegte, un nach vier Tagen wurde er mir endlich weggenommen, weil ihm meine Milch nich bekam, wie der Doktor meinte.

Im Säuglingsheim bin ich denn ne ganze Weile geblieben. Dann mußte ich auf meine alte Stelle. Das Kind blieb im Heim, un hatte es wie ein Prinz. Den ganzen Tag sind ne Menge Ärzte un Wärterinnen

da, un alles ist schrecklich hyänisch, wie sie es nennen.

Das schönste aber war, daß ich von meiner Stelle alle Tage dreimal in das Heim ging, um das Kind zu nähren. Das mußte man, das is wieder so ne neumodische Sache.

Na, der Feez! Könnt euch denken, wie fein das war. Morgens früh beim Einholen, gleich nach Tisch, und dann abends nochmal. Und zu Hause durste auch nichts vorkommen. Ich durste mir ja nich ärjern. Ganz wie ne Amme; denn ich war ja für mein Kind und noch en andres da, en süßes, kleines Mädchen, das sie mir gegeben hatten, un das ich furchtbar gern hatte; der gönnte ich auch was, und kriegte auch ne Stillprämie.

Na, un gut essen mußte ich auch, denn die Frau setzte ihren Stolz drein, daß die beiden Kinder, ihre Kinder, recht dick un fett wurden, un die Zähren konnten gar nich genug gewogen werden.

Die Weiber da sind ja ganz verrückt. Ich glaube nich, daß sie je halb so viel Umstände mit ihre eignen Kindern gemacht haben, als mit diesem fremden Unkraut.

Ne ganze Reihe hatte ja keine Ahnung von allen Dingen. Die sind aber am eifrigsten, un die ganz

Dollen haben ein schönes Wort, sie nennen es: „Den Schrei nach dem Kinde!“ Ob das nu nich zum totschreien is? — Manch eine kann lange schrein, es kommt doch keiner, sonne Ekels sind dazwischen, daß ein Mann sich ja wohl graulen muß. Na, wir nennen die Sache ja berber mit rechten Namen. Aber gemeint is daselbe.

Als mein Junge größer war, da wurde er dann in Pflege gegeben, un nu kommt wieder was. Das nennen sie: „das Muttergefühl wecken und erhalten“, man soll die Verantwortung mittragen. Also das ist so: Ich sollte selber auch was zahlen. Das Kind hatte ja alles an Wäsche un so, man bloß des Prinzips wegen, sagte meine Frau, deshalb müsse ich was mit beitragen. Alle Monat also drei Mark, — un damit es mir nich zu schwer fiel, un ich dem Kinde auch so mal was kaufen konnte, legte mir die Frau im Monat fünf Mark zu. Ich brauchte auch bloß mal sagen: ich habe solche Sehnsucht nach dem Kinde, dann durste ich auch schon gehen. Denn das sollte so sein, daß die Kinder „dem Einfluß der Mutter nicht entzogen“ wurden, sondern immer mit ihr in Verbindung blieben, das war auch solch Grundsatz im Vereine.



Da könnt ihr euch denken, daß ich nicht zu klagen hatte; un ich glaube, die Frau war unbändig stolz, daß sie mich hatte, ein Mädchen mit nem Kinde, an der sie so recht zeigen konnte, wie wohltätig die Frauenbestrebung un all die Kinderfürsorge heute wirkt.

Aber eines schönen Tages kam doch mal was vor. Es gab Krach, un ich kündigte. Wäre ja auch noch schöner!

Die Frau wollte recht gern wieder einlenken, aber ich ging auf nichts ein. Ich war lange genug da.

Wenn ich mich wieder vermietete, da sagte ich immer gleich: Für so wenig könne ich nicht gehen, ich hätte ein Kind, für das ich sorgen mußte. Das stimmte nicht so ganz, denn es kostete mich nur, was ich ihm mal mitbrachte, und von der Herrschaft fiel immer allerhand ab, — aber es wirkte doch immer gut.

Früher hätte ja manch einer ein Mädchen mit nem Kind nicht genommen. Heute aber sehn sie das ganz anders an. Eine hat mir sogar mal gesagt: ein Kind sei für sie ne Garantie für Anständigkeit, denn wenn man das einmal durchgemacht habe, werde man sich künftig hüten un leichtsinnig sein. Na, was sagt ihr dazu? —



Und daß man nun gar für sein Kind sorgt un stolz darauf ist, daß man's hat, imponiert ihnen mächtig.

Man muß die Sache nur verstehn; nur nich sagen, wie man dazu gekommen is. Das ist immer faul.

Inzwischen soll es ja mit der Wohltätigkeit noch viel doller sein. Ich hätte nichts dagegen, wenn es mal wieder sein sollte, aber es is nicht. An mir liegt's nich, dafür habe ich den Jungen als Beweis. Un für den is jetzt auch schon gesorgt, bis er groß is; denn in all die Vereine is er schon vorgemerkt, die mal für sein Fortkommen sorgen wollen, daß was Ordentliches aus ihm wird.

Also keine Angst, Kinder! — Un wenn mal was mit euch is, wendet euch vertrauensvoll an mich. Ich werde schon für euch sorgen. — Ihr sollt mal sehn!

Die Mutterschaft is was Heiliges, sagen sie; un das muß es auch woll sein, wie sie sich verrückt drum haben.

Un es soll einem nichts Schlimmeres passieren, als wie als Mädchen in Berlin en Kind zu kriegen. —



# Der verlorene Vater







— Eine Geliebte! . . . Es ist nicht zu glauben, —  
er hat eine Geliebte! . . .

— Aber Therese! nicht doch! . . . reg dich nicht so auf!

Die kleine Frau Musikprofessor schlug entsetzt die  
Hände zusammen, ließ sich in den nächsten roten Polsterstuhl  
fallen und stöhnte:

— Unser Sohn hat eine Geliebte! —

Professor Birkner strich sich durch das lange graue  
Haar, an dem selbst die kleinsten Schuljungen im Städt-  
chen ihn schon von weitem erkennen konnten, rückte die  
goldene Brille zurecht und wußte nicht, was er sagen sollte.

— Entsetzlich! — vor der ganzen Stadt ist man blamiert.

— Aber Therese, so schlimm wird's ja nicht gleich sein.

— Doch vor der ganzen Stadt! — Wenn die Frau  
Apotheker es schon weiß, redet morgen alle Welt davon.

Der Professor fuhr sich an die schwarze, kunstvoll ge-

schlungene Halsbinde und blätterte dann mechanisch ein paar Noten, die vor ihm lagen. Er hatte gleich eine Cellostunde zu geben, und nun regte ihn seine Frau so auf.

— Aber so beruhige dich doch, Therese.

— Ich will mich nicht beruhigen! eiferte die kleine Frau, und fuhr im Zimmer hin und her, — ich will mich nicht beruhigen! — Unser Kurt eine Geliebte! . . . Wer hätte das von ihm gedacht? — Du mußt hinüberfahren und ihn von der Person freimachen, gleich heute! Das wäre ja noch schöner! . . .

— Aber Therese, ich habe zu tun, ich . . .

— Ach was, zu tun! Es gilt das Wohl deines Sohnes.

— Nun gut, sobald ich abkommen kann.

Also wann fährst du, Alter?

— Wenn du meinst, daß es so eilt, morgen früh! Da bin ich nachmittags in München. Zeig den Brief noch mal her. Meinetwegen könnte er alle Dummheiten der Welt machen, nur nicht die größte, mit einem Mädchen zusammenwohnen. Das beängstigt auch mich.

— Genügt es denn nicht, daß er überhaupt eine Geliebte hat?

— Na, Therese, das braucht nicht gleich so schlimm zu sein. Das kann vorkommen.

— Gustav! ich verstehe dich nicht! Unser Junge und eine Geliebte!

— Junge, Junge! — Er ist doch kein Junge mehr, ein großer Mensch von siebenundzwanzig Jahren, der sich seinen Lebensunterhalt allein verdient, und nach uns nicht viel zu fragen braucht. Gewiß! er kriegt ja noch manches geschickt, aber nötig hat er es nicht.

— Er hat's nicht nötig? — Ah? Gib ihm mal nichts mehr, und er muß das Frauenzimmer gleich laufen lassen. Für zwei wird es nicht reichen. Aber natürlich; du mit deiner Gutmütigkeit, da muß ja der Junge auf solche Gedanken kommen und Dummheiten machen.

— Was du nicht sagst?

— Von mir hat er das nicht. Ich bin ja auch nur die Mama, die nie was sagen durfte.

— Nein, Therese, von dir nicht. Von seiner richtigen Mutter aber bitte auch nicht. Gegen die darfst du nichts sagen.

— Das weiß ich, tu ich auch nicht. Aber von jemand anderen, der ihm recht nahe steht, von dem hat er die Anlage zu dummen Streichen geerbt.



— Du meinst von mir? seinem Vater?

— Von wem sonst? Natürlich von dir! Musikanten sind immer leichtsinnig, Cellisten nicht ausgenommen, zumal wenn sie so leichtfertige Lieder geschrieben haben, wie du.

— Na, Alte, dann ist es man gut. Da brauchst du doch nicht auf ihn allein zu schelten, da trage ich doch mit Schuld.

— Red nicht so lästerlich. Ich meine es ernst. Ererbte Veranlagung und der eigene Leichtsinn kommen da zusammen. Der Vater Musiker, der Sohn Maler, wie sollte das wohl anders kommen. Diese Schande! . . . Und so was muß man von fremden Leuten erfahren. Unerhört!

— Er selber konnte es uns nicht gut mitteilen. Das kannst du nicht verlangen, liebe Therese.

— Ein Kind darf keine Geheimnisse vor seinen Eltern haben.

— Darin seid ihr Frauen zu komisch, daß ihr doch nie auf Seite eurer Mitschwestern steht.

— Mitschwester? Das siehst dir ähnlich! Ich danke für solche Schwesternschaft, und noch dazu, wenn es sich um den eigenen Jungen handelt. Denn schließlich ist er in all den Jahren auch mein Junge geworden.

— Das ist er, Therese, und niemand wird ihn dir streitig machen.

— Doch! Das tut dieses Mädchen in München, das uns nun einfach beiseite drängt, als wären wir nie gewesen. Willst du dir das etwa ruhig gefallen lassen?

— Nein, gewiß nicht! Ich weiß nur nicht, wozu noch viel darüber reden. Morgen reise ich, dann wird sich schon alles finden.

— Sei streng mit ihm, damit er sieht, was er für Unheil angerichtet hat.

— Ist gut, Therese. Es wird schon alles in Ordnung kommen. Nur keine Sorge.

— Und unachtsamlich. Wenn es nicht anders ist, mußt du ihm mit Enterbung drohn.

— Wird geschehen. Brauchst keine Angst zu haben. Ich werde den Bengel schon mores lehren.

\*

Am anderen Morgen reiste der Professor Gustav Birker ab, reichlich versorgt mit Ermahnungen und Verhaltensmaßregeln der Gattin.

Anfangs hatte er den Jungen an die Bahn bestellen

wollen; dann hielt er es für besser, ihn zu überraschen und im Atelier aufzusuchen.

Während er auf München zufuhr, überlegte Birkner alle Möglichkeiten, wie die Unterredung anfangen und ausgehen könne. Wenn man dem Jungen die Geschichte im rechten Licht zeigte, mußte er ja einsehen, daß es eine der größten Dummheiten war. Zusammenwohnen, so etwas!

Nur solch guter Kerl wie Kurt konnte so was tun.

Der Zug lief in München ein, ein Gepäckträger brachte ihm den Koffer hinüber zum Deutschen Kaiser, und Herr Professor Birkner verwandte ein paar Minuten auf die Verschönerung seines äußeren Menschen. Dann ging er zum Hofbräuhaus, in alter Anhänglichkeit, und saß voller Andacht vor seinem selbstgeholten Maßkrug, den er, sobald er einen tiefen Schluck getan, mit beiden Händen eng umschloß.

Das gute Bier löschte ihm nicht nur den Durst und spülte den Eisenbahnstaub hinunter; es sollte ihm auch mehr Mut machen; denn so ganz selbstsicher war er nicht mehr, ob die Geschichte auch in aller Freundschaft und Liebe verlaufen würde.

Ob er noch eine Maß trank? — Nein, er ließ es lieber und brach auf. Der schöne Nachmittag wäre auch ge-

scheiter verwandt, dachte er, ein Spaziergang im Englischen Garten oder nach dem Pfartal; allein das ging nicht. Er mußte noch heute abend nach Hause schreiben, wie alles stand.

Also: Nest! und dann los dafür.

Pub, ihm war warm; er knöpfte sich den Paletot und den langen, schwarzen Rock auf, und vorbei an der Feldherrnhalle, wo die Tauben nach der Theatinerkirche hin und zurück flatterten, ging er über den Odeonsplatz in die Gabelsbergerstraße, und dann war er, rascher als er glaubte, an seinem Ziele.

Ein Haus wie alle anderen. Er blieb eine Weile auf der gegenüberliegenden Seite stehen, und sah hinauf, aber es war nichts Sonderliches zu entdecken, und so ging er auf die Haustür zu und stieg die Treppen langsam hinauf.

Ganz oben war eine Visitenkarte an der Thür, mit seinem Namen. Langsam las er: Kurt Birchner, Kunstmaler.

Er klingelte. Einen Augenblick später öffnete sich die Thür, und ein junges Mädel stand vor ihm, das ihn freundlich und ohne eine Spur von Befangenheit ansah.

Er grüßte und fragte, ein wenig verlegen unter dem Blicke dieser hellen Augen

— Ist Herr Birkner vielleicht zu sprechen?

— Er ist grad fortgegangen, die Minut'. Kann ich ihm nicht bestellen?

— Nein, ich möchte ihn persönlich sprechen.

— Ich glaub, in einer Viertelstund ist er zurück; wenn's vielleicht warten wollen?

Der Professor nahm die Uhr aus der Tasche, und wie er das so umständlich und bedächtig tat, hielt sie ihn für einen Kunsthändler, so würdig wie er aussah. Solchen mußte man sehr vorsichtig behandeln.

— Ist das auch gewiß? Dann würde ich nämlich gern auf ihn warten. Die Angelegenheit, die mich herführt, ist eben so wichtig wie dringend! sagte er.

— Wenn's vielleicht ein bißel näher treten und auf ihn warten wollen? — Er muß halt gleich zurück sein.

Sie öffnete ihm die Thür und ließ ihn in das Atelier, wo der Professor sich lebhaft umsah, denn in einem richtigen Maleratelier war er noch nie gewesen. Zu Hause hatte der Kurt immer nur sein gewöhnliches Zimmer gehabt, das er sich als Malstube eingerichtet hatte.

Na, faul konnte der Junge nicht sein, das hing ja alles voller Bilder und Skizzen.

Gut und Schirm hatte er abgelegt und fühlte sich dadurch ein bißchen wehrlos.

— Sie sind wohl die Tochter der Wirtschafterin hier, fragte er endlich, um etwas zu sagen.

Sie lächelte ein wenig und sagte dann:

— Nein, ich selber besorg hier alles.

— So, so! . .

Sie war ein klein wenig verlegen geworden, hatte sich aber schon wieder gefaßt, als sie bat:

— Wollen's nicht vielleicht auch den Überzieher abnehmen? 's is halt warm.

Schon war sie ihm behilflich. Ja, ja, ihm war warm geworden.

Damit hatte er nicht gerechnet, daß er sie hier vorfinden konnte, noch dazu in Abwesenheit des Jungen.

Aber nett sah sie aus, lieb und brav. Er war angenehm enttäuscht. Sie hatte was Hausfräuliches, das ihr gut stand, und war dabei frisch und ungeniert, wie sie ihm die Bilder zeigte, von denen sie offenbar was verstand, denn sie machte ihn auf allerhand kleine Züge und Vorzüge aufmerksam.

So kamen sie bald ins Plaudern, und er vergaß, weß-



halb er gekommen war, daß er sie eigentlich von hier vertreiben wollte. Die Rolle des Engels mit dem feurigen Schwert kam ihm wenig passend vor, diesem lieben Dinge gegenüber.

Er fühlte sich recht ungemütlich in seiner Haut und verwünschte seine Mission. Er mußte versuchen, zurückhaltender zu sein und recht frostig kalt; aber das wollte nicht gehen. Allerhand Skizzen holte sie hervor und breitete sie vor ihm aus, und weil es alles Dinge waren, die von Kurt stammten, wurde ihm weich ums Herz!

Sollte er ihr nicht lieber sagen, wer er war? —

Es war ja unanständig, daß er solch eine Komödie aufführte, während das arme Mädchel keine Ahnung hatte.

Schlechten Geschmack hatte der Kurt nicht; dem freundlichen Gesichtchen konnte man nicht böse sein. —

Er stand vor einem Bilde, das sie selbst darstellte, in einer Hängematte, unter herbstlichen Bäumen, von denen das braune Laub auf den grünen Rasen fiel.

Eine kleine Skizze hatte er vorher schon gesehen; da stand sie in einer alten Bauernstube am Fenster und blickte in den Regen, der die Berge draußen so sanft verschleierte.

Ihm war, als spüre er überall ihre Gegenwart, als sei sie mit den Bildern verwachsen, als habe sie dabei ge-

standen, als sei vieles gleichsam durch ihre Augen gesehen. —

Dhne daß sie es beide gehört hatten, war die Thür hinter ihnen aufgegangen. In dem Gesicht des Mädchens leuchtete es hell auf, — aber dann, als Kurt erschrocken und erstaunt ausrief: Vater! du? — da sah er ihr Gesicht, das eben noch so hell im Glück sich verschönt, erbleichen, und ihre Hand griff um sich, als müsse sie nach einer Stütze suchen.

— Du, Vater? . . .

— Ja, Kurt, ich! —

Der Blick des Eintretenden ging suchend von einem zum anderen; dann wollte er auf das Mädchen zu, aber sie wehrte ab, sie hatte sich schon wieder in der Gewalt.

Da erst trat er auf seinen Vater zu und wußte nicht recht, aber der machte es ihm leicht, schloß ihn rasch in seine Arme und küßte ihn auf beide Backen.

Und dann sagte Gustav Birkner, und seine Stimme klang ein wenig rauh vor Rührung:

— Junge, bist du aber fleißig gewesen. Das kleine Fräulein hier hat mir schon alle Sachen von dir gezeigt. —

— Ja, aber Vater! . . . fragte Kurt. Wußtest du . . .

— Nein, gewußt hat das kleine Fräulein nicht, wer ich bin, — aber freundlich und lieb ist sie zu mir gewesen, das muß man sagen. Nun kannst du mich aber vorstellen.

— Ja, Vater, sieh mal . . .

— Na, den Namen möcht' ich doch gern wissen.

Und Kurt fand kein besseres Wort als:

— Das ist die Greti! . . .

Die eilte jetzt auf Kurt zu, noch fassungslos vor Schreck, Schutz suchend, hielt ihn fest an den Schultern, und brach in ein stilles Schluchzen aus, daß dem Alten ganz weh wurde.

— Na, na! zu weinen brauchen Sie nicht, Fräulein, ich tue Ihnen nicht gleich was. Nein, nein! . . .

— Aber, Kind, sagte Kurt bittend, wein' doch nicht. Was ist denn? — Sieh, Vater, das ist mein guter Kamerad, der mir geholfen hat in guten und bösen Tagen; und du bist so unerwartet gekommen, daß wir wohl alle drei nicht recht wissen, wie wir uns zueinander stellen sollen.

— Ja freilich, ja freilich! sagte der Alte und wußte am wenigsten, was er anfangen sollte.

— Nun beruhigen Sie sich man erst, Fräulein Greti, so heißen Sie ja wohl. Mir scheint, hier liegt doch

manches ein bißchen anders, als wir uns zu Hause gedacht haben.

— Also deshalb bist du gekommen? — Dacht ich's.

— Ja freilich!

— Man hat euch geklatscht? — ach, die lieben Freunde!

— Ja, ja, aber . . .

— Ach! Wie einen das anwidert!

— Ja, ja, da ist's wohl ganz gut, man sieht selber mal nach; deshalb hat die Mutter keine Ruhe gegeben, und ich sollte mal nach dem Rechten sehn.

— Und nun?

— Ja, und nun Kurt, bin ich eben da. Die Mutter wäre wohl nicht recht damit einverstanden, wie sich das hier gleich so anders angelassen hat. Aber ich kann nur sagen: nun wollen wir uns erst mal in aller Ruhe und Freundschaft die Hand geben. Ich komme nicht als dein Feind, mein Junge, das weißt du, solltest mich doch kennen!

— Ja, Vater, du bist immer mein Freund gewesen.

— Na also, und nun die Hand, und die Ihre auch, Fräulein Greti; und was ich zu sagen habe, behalte ich erst noch mal für mich. Das paßt nicht so recht; ich muß erst mit eigenen Augen sehen.

— Ja, Vater, das magst du tun. Ich habe nichts zu verheimen; aber es war auch kein Anlaß, euch zu beichten. Solche Dinge kriegen ein fremdes Aussehn, wenn sie über die Schwelle des Hauses kommen, und nun gar von einer ganz andern Stadt aus gesehen. Da freue ich mich, daß du gekommen bist. Und du, Greti, keine Sorge; der alte Herr frißt dich nicht. Das ist ein guter, lieber Freund von mir, dem können wir vertrauen.

— Wollen's hoffen, Kurt, wollen's hoffen! sagte der Professor.

— So, Greti, du wolltest einen Weg machen. Laß dich nicht stören. Geh und besorge, und wenn du uns nicht mehr hier treffen solltest — nein, nein, habe keine Angst, ich rücke dir nicht aus! — also wenn wir nicht mehr hier sein sollten, so hinterlassen wir, wo wir sind und ob du nachkommen kannst.

\*

Die Unterredung zwischen Vater und Sohn war nur kurz.

Kurt hatte gesagt:

— Sieh, Vater, ihr könnt nicht wissen, was ich brauche. Ich sitze hier allein mit meiner Kunst, keiner von euch

kann mir helfen und weiß überhaupt, was mir not tut. Ich könnte dir ne romantische Geschichte erzählen von Gretes Herkunft, aber das tu ich nicht. Ich weiß nicht, wer ihr Vater ist, sie selber weiß es auch nicht. Sie hat schon als Kind Modell gestanden, sonst ist nicht viel über sie zu sagen. Es ist eben alles gekommen, wie es das immer tut. Da müßt ihr euch schon mit abfinden. Mehr kann ich dir nicht sagen; du wirst dir ja selber dein Urtheil bilden, deshalb wollen wir uns nichts vormachen.

— Nein, Kurt! Ich frage auch nicht weiter, denn ich vertraue dir, mein Junge. Aber wenn ich meine und finde, daß da irgendein Unheil für dich droht, so wirst du mich nicht abhalten, daß ich rede, wie ich muß. Vorläufig halte ich den Mund, wie ich das immer getan habe, wenn ich von einer Sache nicht genug verstehe. —

Sie kamen noch öfter auf das Thema zurück, aber immer nur ganz flüchtig, und bemühten sich beide, so unbefangen als möglich zu bleiben, und es gelang ihnen ganz gut.

Am Abend gingen sie zusammen auf den Kindkeller. Der Vater bestand darauf, Greti sollte mitkommen, obwohl sie anfangs sich sträubte. Aber er verlangte es, und bald wurde es sehr gemütlich, und Greti verlor bald



alle Scheu, zeigte sich in aller Munterkeit, und weil Kurt beständig sein Vater sagte, dauerte es nicht lange, und auch sie sagte:

— Wenn der Herr Vater dies oder jenes möchte. —

Und dann fiel das Herr auch fort, und sie sprach mit ihm nur noch als: der Vater; und dem alten Herrn kam das Greti von der Zunge, als ob er seit Jahren mit ihr befreundet sei.

Nur beim Abschied gab es einen flüchtigen Moment des Peinlichen, als sie auseinandergingen vor seinem Hotel, und er ihnen nachblickte, und sie so gemeinsam fortgehen sah in ihr Heim. Aber schließlich, deshalb weil er so urplötzlich dazwischen gekommen war, sagte er sich, konnten sie ihre ganze Lebensweise nicht umwerfen und auf den Kopf stellen.

Er wußte doch, wie sie zueinander standen; aber Gewissensbisse hatte er nachträglich doch, ob er recht gehandelt, und morgen, nahm er sich vor, wollte er nicht so nachgiebig sein, denn heute hatte er sich fangen lassen, heute abend hätte er zu allem ja und Amen gesagt.

Nein, nein! wenn das seine Alte hätte sehen können, wie er da mit dem Jungen und seiner Freundin auf dem

Keller gefessen, mit dem vergnügtesten Gesicht von der Welt! — Denn ihm war wohl gewesen wie selten, daß Herz war ihm aufgegangen, und das Bier schmeckte, und er hatte ein vergnügtes Gesicht gemacht, das wußte er nur zu gut, — da wäre es ihm wohl schlecht ergangen, wenn die gute Therese ihn so erwischt hätte.

Also wollte er fürder sein Herz verhärten, und streng sein, und den Jungen zur Raison bringen und ihm predigen, daß er einmal eine von den jungen Damen aus dem heimathlichen Tanzkränzchen heiraten müsse. Nur wußte er im Augenblick keine, die sich dazu geeignet hätte. Mit bestem Willen fand er nicht, daß eine von ihnen sonderlich bestimmt sein könnte, seinen Kurt einmal glücklich zu machen.

Na, Schluß für heute, sagte er sich, morgen wollen wir weiter sehen. Morgen mußte er sich gleich das Bild von Kurt ansehen, das auf der Internationalen hing. Er hatte schon am Nachmittage davon angefangen und gesagt:

— Weißt du, Kurt, nun möcht ich aber auch mal in den Glaspalast, dein Bild sehn.

Doch Kurt hatte ihm einen leisen Stoß gegeben und legte den Finger auf den Mund, und der Alte schwieg

auch und hatte gewartet, bis die Greti aus dem Zimmer gewesen. Dann fragte er:

— Ja, was ist denn?

— Nicht vor ihr, ich bitte dich; nicht vor ihr.

— Weshalb nicht?

— Wirst schon sehen, weshalb sie es nicht mag.

— Du kommst doch mit, Kurt?

— Nein, Vater, geh du allein. Sieh, das mag man nicht, sich vor sein Bild hinstellen, wenn andere, fremde Menschen ihre Bemerkungen machen. Im Atelier ist es anders, da gehört einem solch ein Bild noch; aber wenn es in der Ausstellung hängt, ist es einem so fremd; da kann man nicht gut vertragen, auch nur ein Wort darüber zu hören.

— Wenn die Sache doch aber gut ist?

— Das ist sie, aber Greti will nicht, daß man viel davon redet. Also mußt du schon allein gehen.

\*            \*            \*

Am andern Morgen machte Professor Birkner sich auf den Weg zum Glaspalaste.

Die Sonne lag hell und weiß auf den Straßen, zeichnete die Vierecke der Häuser so scharf auf dem Boden

ab, und alle Welt suchte den kühleren Schatten. Die Obsthändlerinnen schoben lässig ihre mit Früchten beladenen Karren vor sich her und priesen von Zeit zu Zeit den Vorbeigehenden ihre Ware an. Zum Bahnhof strömten die Menschen mit Bergstücken, Eispickeln und den vollen Rucksäcken.

Die daheim blieben, schliefen schon in der frühen Morgenstunde matt dahin, und erst in der Nähe des Glaspalastes war wieder Leben. Menschen kamen, und Wagen fuhren vor, ausschließlich Fremde, die die kurze Zeit ihres Aufenthaltes benutzen wollten, sich die große Ausstellung rasch anzusehen.

Birkner hatte nicht recht verstanden, wo das Bild seines Jungen hing. Er wußte nur, es war ein großer Schinken, wie Kurt sagte, den würde er schon finden, und wenn nicht, so hatte er ja den Katalog mit, und konnte den Saal danach auffuchen: Frühling von Kurt Birkner.

Er ging vorläufig auf gut Glück langsam durch die Säle, blieb vor manch einem Bilde stehen; es eilte ihm nicht, denn er hatte bis Mittag Zeit und wollte den Jungen daheim nicht bei der Arbeit stören.

Eine ganze Reihe von Sälen hatte er schon durch-

wandert, dann kam er in einen kleineren, wo mehr Menschen waren als sonst, wo die Leute nicht durchhasteten, sondern ein paar Augenblicke zu verweilen schienen.

An der einen Wand hing ein großes Bild, und ein Täfelchen am Bilde unten zeigte an, daß es mit der goldenen Medaille preisgekrönt war.

Nun stuzte er. Das Gesicht auf dem Gemälde kam ihm bekannt vor.

Unter einem blühenden Obstbaume stand ein Mädchen, die eine Hand erhoben, als wolle sie nach den schneeweißen Blütenzweigen über ihrem Kopfe greifen; und eine solche Keuschheit lag über den schlanken Gliedern, daß man die Nacktheit dieses jugendlichen Mädchenkörpers gar nicht empfand.

Das Gesicht kam ihm merkwürdig vertraut vor, — mit einem Male wußte er's, trotz der anderen Haartracht und obwohl er den Ausdruck in den Augen nicht kannte, diese Verträumtheit und Bersonnenheit, dieses leise Glückslächeln, das aus ihnen leuchtete. —

Auf dem großen Mitteldivan, der mit einem alten Perserteppich bedeckt war, ließ er sich nieder, und sah auf dieses sonnige, blühende Frühlingsbild, das vor seinen



Blicken verschwamm, denn die heißen Tränen waren ihm in die Augen gestiegen und liefen ihm über die Wangen.

Aber er wischte sie nicht ab, und keinem fiel es auf; denn die Menschen, die kamen, oft laut lachend und plaudernd, verstummten, wenn sie vor das Bild traten, und sprachen leiser und gedämpft miteinander, und sahen nur auf diese eine große Leinwand, und nichts anderes existierte für sie in dem Saale.

Die goldene Medaille! . . . Und davon hatte der Junge nichts gesagt, solch ein Heuchler.

Er hätte dieses Bild auch „Keuschheit“ nennen können, so wunderbar rein wirkte es in seiner Natürlichkeit.

Wohl eine halbe Stunde saß der alte Mann da, Menschen kamen und gingen; am liebsten wäre er nicht aufgestanden, aber nun mußte er doch gehen. Noch einmal kam er zurück und las den Namen unten in der Ecke: Kurt Birker; dann, mit einem letzten Blicke riß er sich endlich los. Er kam an einem Verkaufsstande vorüber, wo die Photographien der ausgestellten Bilder hingen, aber als er den „Frühling“ gefunden, legte er die Nachbildung still wieder hin.

Das gab ihm nichts. Die Farben waren alles ge-



wesen, und so klar stand es vor ihm, daß er verzichtete. Seiner guten Alten konnte es ja doch keinen Begriff von dem Eindruck geben, wenn er ihr diesen farblosen Abklatsch vorlegte.

Ja, wenn er die Stimmung auf sie übertragen konnte, die ihn jetzt beherrschte, dann war alles gut; aber das konnte niemand nachfühlen, der nicht selbst gesehen hatte. —

Als er bei Kurt ankam, fand er ihn allein bei der Arbeit. Er zog ihn an sich und hielt ihn lange fest und konnte nichts weiter sagen als:

— Junge, mein Junge!

Sie verstanden sich auch so, ohne viel Worte. —

Und erst nach einer ganzen Weile sagte er:

— Daß du mir das mit der goldenen Medaille nicht gesagt hast!

— Nein, Vater, das sollte eine Überraschungsfreude für dich sein; es ist ja auch erst vor vier Tagen geschehen; ich hatte den Brief an euch schon angefangen, aber du weißt ja, ich bin schreibfaul und verstehe besser mit dem Pinsel umzugehen.

— Ja, Kurt, das verstehst du.

Aber über das Bild selbst sagte der Vater kein Wort.

Und als Greti nach Hause kam, nahm er ihren Kopf zwischen beide Hände, sah ihr lange tief in die Augen und küßte sie auf beide Backen, daß sie gar nicht wußte, wie ihr geschah, und nicht wußte weshalb; aber sie faßte ihn um, und gab ihm die Küsse herzlich wieder. —

Nach dem Essen ging er mit Kurt in den Anlagen des Gasteigs spazieren, und da nahm er ihn unter den Arm und sagte:

— Sieh mal, mein Junge, ich bin eigentlich ausgezogen wegen eines Eselskinnbacken, und habe, scheint mir, ein heimliches Königreich gefunden. Und da bin ich selber nun der alte Esel; und wenn ich nach Hause komme, wird unsere Mutter gewiß untröstlich sein. Aber was hilft es. Ich sollte ja wohl den verlorenen Sohn nach Hause bringen, aber ich denke nicht dran. Wie es ist, ist es gut, und wenn es anders kommen soll, mag es auch gut sein. Du mußt wissen, was du zu tun hast. Wenn du das Mädchen aber nicht mehr von dir läßt, dann erst bin ich ganz beruhigt. Die hat der liebe Gott gewiß in einer Feierstunde erschaffen, — der darf nichts geschehen, als was sie selber will. Das mußt du mir versprechen.

— Vater! . . .

— Ja, Junge, unsere Alte wird ja wohl sagen, daß sie mich dazu nicht grade ausgeschiedt hat, dir das zu sagen; und ich weiß schon, ich komme um das Gleichniß nicht herum, daß sie mich einen „verlorenen Vater“ schelten wird; und ein Kalb wird mir zu Ehren auch nicht geschlachtet, aber die Namen von ein paar anderen heufressenden Tieren werde ich wohl zu hören bekommen, allein das tut alles nichts. Ich kann dir da nicht hineinreden, und ich wünschte nur das eire, du möchtest an dem lieben Menschenkinde keinen Frevel begehen.

Sie drückten sich fest die Hand, denn nun gingen sie über die Pfar zurück der Stadt zu, und Leute kamen ihnen entgegen, und denen wollten sie ihre Erregung nicht zeigen.

Es brauchte auch keiner Worte mehr zwischen ihnen, sie hatten sich verstanden.

Am Abend gingen sie zu dreien ins Konzert und saßen nachher beisammen, und der Professor tat ganz, als habe er Kurts junge Frau vor sich, faßte zuweilen nach ihrer Hand und fuhr ganz sanft darüber; und dann tranken sie

Brüderschaft und besiegelten die neue Verwandtschaft mit Handschlag und Kuß. Ans Abschiednehmen wollte keiner denken, und doch mußte es endlich sein, denn der Zug ging schon in aller Frühe, und der Vater mußte zurück sein wegen eines Konzertes am Abend, bei dem er mitwirkte.



Auf der Heimfahrt, als er die Entfernung zu seiner Alten sich mit jedem Augenblick verringern sah, ward ihm doch bänglich zumute.

Die Geschichte ging gar so anders aus, als Frau Therese sich vorgestellt hatte.

Das half nun nichts. Er hatte nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt und konnte nicht anders.

In den beiden Karten, die er ihr geschickt, hatte er nichts geschrieben als die Worte: Die Angelegenheit wird sich in der besten Weise erledigen lassen.

Ob Therese zwar diese Weise als die beste ansehen würde, bezweifelte er.

Der Zug hielt, und er stieg aus.

Seinen Handkoffer trug er selbst zur Straßenbahn, denn die hielt dicht vor seinem Hause, und seine gute Alte

sah schon nach ihm aus; auch das Mädchen war da, um ihm das Handgepäck abzunehmen.

— Tag, Alter, na was ist? war ihre erste Frage.

— Alles gut, alles gut! . . . Brauchst keine Sorge zu haben.

— Du machst ja solch komisches Gesicht, halb verlegen, halb als wolltest du über mich lachen.

— Laß mich nur erst mal ablegen, erst muß ich mir die Hände waschen, dann sollst du alles erfahren.

— Komm mit, es steht alles bereit.

Er knöpfte sich den Kragen ab, zog Rock und Weste aus, und nun spritzte das Wasser.

Darüber war seine gute Alte immer entsetzt, daß er solch eine Schweinerei machen mußte, heute mehr als je; aber sie konnte es ihm nicht abgewöhnen, — und während sie voller Neugier ihm nicht aus dem Wege ging, beschloß er, ihr besser gleich die Wahrheit zu versetzen und sagte, indem er sich das Gesicht trocknete:

— Also, das ist ein ganz prächtiges Mädchel, und wenn's nach mir ginge, könnte Kurt sie gleich morgen heiraten.

— Was? . . . Was sagst du da? . .

— Mir scheint aber, den beiden eilt's gar nicht so; na, das müssen sie mit sich und ihrer Welt abmachen, in der sie leben.

— Heiraten? — ein Mädchen, das . . .

— Ja, ein Mädel, das es nach jeder Richtung verdient, das ebenso lieb und nett ist, wie nur irgend eins unter der Sonne sein kann. — Ich kann dir das nicht so erklären, aber einfach ein Wunderwerk Gottes an Leib und Seele.

— Und das alles weißt du aus den zwei Tagen, die du drüben gewesen bist?

— Weiß ich, ja.

— Aber, Gustav! Ich verstehe gar nicht . . .

— Daß du mich nicht verstehst, glaube ich dir, nehme es dir auch nicht übel. Dazu muß man selbst sehen. Ich sage dir: keinen Finger rühre ich, um die beiden Leute auseinander zu bringen, im Gegenteil! — Das wirst du ja nun auch nicht verstehen. Aber mich hat es beinahe wie Neid erfaßt, als ich das gesehen habe, Jugend und Schönheit und Herzlichkeit. Ich kenne es, wie es tut, wenn man auf andere Leute hört. Du weißt, wie meine selige Anna war, die richtige Gefährtin fürs Leben habe ich



nicht an ihr gehabt. In der ersten Zeit eine gute Hausfrau, ja — das ist richtig, aber dann haben wir uns nicht mehr verstanden; und das ist kein Glück für mich gewesen. Sieh mal, Alte, das weißt du doch alles ebenso gut. Hätte ich dich gleich gehabt, du selber wärst auch ne andere, und wahrhaftig, aus mir wäre mehr geworden als solch alter Cellist, der zu nichts gut ist, als den Leuten hier ein bißchen altmodische Musik zu machen. Jetzt bist du auch schon so, daß du dich beinahe schämst, weil ich mal die alten Liebeslieder komponiert habe; und an wen waren sie gerichtet? — Vielleicht an den Mond? — Habe ich nicht damals schon an dich gedacht? — Aber damals sollte ich dich nicht haben. Na, ist das erbaulich für uns beide gewesen? — Und nun, wo der Junge so weit ist, und gar nicht nach uns zu fragen braucht, da möchtest du dich dazwischen stellen? — Und weißt nicht, ob es nicht vielleicht das Glück ist, das bei ihm eingezogen ist.

— Aber, Gustav, es geht doch nicht, daß . . .

— Warum soll es nicht gehen? — Warte es doch ab. Ich glaube, es ist die einzig richtige Frau für ihn; die versteht ihn, die geht mit ihm mit, durch Wasser und Feuer. Ne Zimperliese kann der Kurt nicht brauchen.

Aus dem Jungen wird was, aber es darf sich ihm nichts in den Weg stellen, nichts soll ihn aufhalten. Vor seinem Bilde, da ist es mir klar geworden: er braucht die Gefährtin, die er sich da erwählt hat, keine andere. Das ist nicht nur seine halbe Kunst, auch sein ganzes Leben. Das dürfen wir ihm nicht verkleinern und nicht rauben; dazu hat keiner von uns das Recht.

— Aber, Gustav, woher stammt sie denn?

— Weiß ich nicht!

— Wie hat er sie kennen gelernt?

— Weiß ich auch nicht! Will ich gar nicht wissen! Und ob ihre Mutter ne Waschfrau gewesen ist oder ne Prinzessin, das ist mir ganz gleich. Mir genügt, daß sie so ist, wie sie ist.

— Aber, Alter, dazu habe ich dich doch nicht hingeschickt.

— Weiß ich! aber ich kann dir nick helfen. Ich sollte den verlorenen Sohn zurückholen und habe gesehen, daß er gefunden hat, was er braucht. Basta!

— Nein, nein, nein!

— Er hat die goldene Medaille bekommen, und der Staat will das Bild ankaufen, und weißt du, wen das

Bild darstellt: Genau die schreckliche Person, mit der unser Junge zusammenlebt. Der verdankt er das alles, und nun, da er es so weit gebracht hat und wahrscheinlich auch ne Stelle als Lehrer an der Akademie kriegt, da soll er ihr wohl einen Fußtritt geben? — Glaubst du, daß er das kann? Siehst du, da bist du still. Und, Alte, nun sei auch weiter still. Glaube mir, wir müssen beide ganz still sein. Und ich, Alte, ich bin froh! — Ich habe in meinem Leben zu so vielem nie den rechten Mut gehabt, ich bin ein alter Philister geworden, der mit dem Samtkäppchen herumschleicht; aber da drüben ist die Jugend. Mit der bin ich in diesen Tagen jung gewesen, da habe ich die Welt mit jungen Augen angesehen, und habe doch alles richtig gesehen; und du kannst mir vertrauen, die Sachen liegen gut. Ich würde anders reden und handeln, wenn es anders wäre. Was ne richtige Malersfrau wissen muß, das weiß die Greti, und ne Hausfrau ist sie auch, daß du deine Freude haben würdest; und erst wenn du mir hier ein Mädchen zeigen kannst, die halb so nett und lieb, und so brav ist wie deines Jungen Mädchel, dann komm wieder. Aber das kannst du nicht.

— Ach Gott, ach Gott — Gustav, wie kannst du mit einem Male reden.

— Kann ich? — Na, dann ist es gut. Um einer schlechten Sache willen findet man nicht so viele Worte. Es muß also wohl was dran sein. Wenn er ohne das Mädchel nicht leben kann, dann können wir sie ihm so wenig nehmen, wie wir das dürfen. Und nur wenn er sich die Geschichte anders überlegte, täte es mir bitter leid; aber auch das müssen die beiden mit sich abmachen, und wir können uns nicht einmischen. Ein verlorener Sohn ist unser Kurt nicht; und was du jetzt von mir denkst, das muß ich auch hinnehmen, ich kann mir nicht helfen. Wenn ich nicht selber gesehen hätte, würde ich vielleicht noch deiner Meinung sein; so bin ich's nicht! und du wirst auch nicht mehr deiner Meinung sein, wenn du erst selbst gesehen hast.

Sieh mal, wenn sie nun aufhört, seine Geliebte zu sein, und dafür seine richtige Frau geworden ist, so brauchst du dich doch nicht mehr zu entsetzen; dann erst ist alles so, wie ich es wünsche, — und damit für heute: Schluß und Amen!





# Die Scheidung









— Ihr solltet es doch noch mal miteinander versuchen, sagte Tante Rosa, indem sie hilflos von einem zum anderen blickte.

— Nicht doch, Tante! es hat gar keinen Zweck. Wir passen nun einmal nicht zueinander, wir haben uns geirrt, und da ist es so am besten.

Die junge Frau sagte das sehr energisch, und auch der Mann nickte dazu. Die Zigarre hatte er weggelegt, saß nun da, und sah sich im Kreise um, denn aller Augen waren auf ihn gerichtet.

Sie verstanden es alle nicht, weder der Onkel, noch die Tante, noch auch seine Schwägerin Anna. Alle fanden ihn jetzt nett, viel netter als damals vor zwei Jahren, als er sich um Ernestine beworben hatte. Er hatte als Bankbeamter sein gutes Auskommen, war ein ansehnlicher Mann, niemand konnte was gegen ihn sagen; einzig seine

Frau Ernestine, die sich endlich entschlossen hatte, dem Onkel und der Tante, denn Schwester Anna zählte nicht mit, die Absicht klar zu legen, daß sie nicht länger mit Karl Hagemann zusammenbleiben wollte.

Sie wollten sich scheiden lassen.

— Vornehme Leute, die lassen sich scheiden! Bei uns ist das nicht Mode, sagte der Onkel. Das wäre ja noch schöner, wenn unsereins sich um jeden Dreck gleich scheiden lassen wollte. Dazu verheiratet man sich nicht. Ihr solltet man bloß erst Kinder haben, so'n halb Duzend, denn gibt sich das schon.

— Haben wir welche? fragte Ernestine und sah den Onkel scharf an.

— Nee, das ja leider nicht. Ich mit der Tante auch nicht; deshalb leben wir doch glücklich.

Karl Hagemann verzog ein wenig den Mund und suchte mit den Achseln, als wollte er andeuten, daß er die Schuld an der Familienlosigkeit seinerseits nicht auf sich nähme.

— Zum Donnerwetter, sagte der Onkel, das ist doch auch schließlich nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, daß man miteinander auskommt.

— Das tun wir eben nicht.

— Das hättet ihr euch dann früher überlegen sollen, sagte jetzt Tante Rosa. Ich bin immer gegen eure Heirat gewesen. Aber damals wart ihr ja beide nicht zu halten. Da hatte ich natürlich unrecht, und keiner von euch wollte auf mich hören.

— Ja, damals! sagte Karl und kratzte sich den Kopf.

— Aber ihr habt doch beinah zwei Jahre in Frieden miteinander gelebt. Was sollen bloß die Leute denken, wenn sie das hören.

— Die Leute! — Die Leute! — Was kümmert uns das.

— Das soll euch aber was kümmern.

— Ach was! Wir kommen nun mal nicht miteinander aus. Mit bestem Willen nicht.

— Aber das geht doch nicht. In unserer Familie ist so was noch nie vorgekommen. Das geht nicht.

— Nein Tante, laß sein. Es ist nur eine verlängerte Quälerei. Sieh mal, wir sind doch sonst zwei ganz vernünftige Menschen, aber wir können nicht anders. Und es ist schließlich besser, wir sehen das früh genug ein und

gehen jetzt in Ruhe auseinander, als daß wir noch ganz böse aufeinander werden, und es eines Tages Mord und Totschlag gibt.

— Erlaube mal, Ernestine, so schlimm wird es ja nun nicht gleich kommen. Ich bin doch ein friedfertiger Mensch, sagte Karl empört.

— Kann man wissen, was aus einem wird? — Ich könnte für mich nicht auf die Dauer gut sagen. Ich kenne mich manchmal selbst nicht wieder, wenn ich mich ärgere.

Eine Weile war es still im Zimmer; jeder dachte nach, dann sagte Karl ruhig und bestimmt:

— Es hilft euch nichts, wir sind fest entschlossen. Ich gehe nach München in unsere neue Filiale, und Ernestine denkt nicht daran, mitzukommen. Das ist schon ein Grund.

— Und worauf hin wollt ihr euch scheiden lassen?

— Eben deswegen! Ich denke: böswilliges Verlassen. Ich stieble nach München über, und Ernestine klagt dann gegen mich.

— Wenn nur die Sache nicht so langwierig wäre. All die Termine. Und unser Rechtsanwalt sagt, unter zwei Jahren geht es kaum, meinte die junge Frau.

— Schrecklich dieses Warten! Inzwischen kann ja jeder von uns ein paarmal gestorben sein.

— Und anders geht es nicht? fragte Tante Rosa.

— Wir haben ja keinen Grund, den das Gesetz anerkennt. Karl hat mir ja nie etwas getan. Er ist ja sonst der netteste Mensch, — bloß heiraten hätten wir uns nicht sollen. Wir passen einfach nicht zusammen.

— Ja, was ist da zu machen? Das ist dann schlimm.

Ein langes Schweigen herrschte wieder in der kleinen Stube der Hagemanns, daß man das Surren der Gasflammen hörte, und wie zuweilen ein Glas auf dem Büfett klorrte, wenn drunten eine Elektrische vorbeiraste, deren Geklingel erst an der Straßenecke verhallte.

Die fünf Menschen saßen um den Tisch und grübelten nach. Frau Ernestine brachte ein paar neue Flaschen Schultheiß herein, denn das Mädchen hatte sie heute abend fortgeschickt. Das brauchte nicht zu horchen.

— Na denn Prost, sagte der Onkel, der sich aufs neue eingegossen hatte, und trank dem Paare zu, das so fest entschlossen war, sich zu trennen, und das nun auf keinen Rat oder Einwand mehr hörte.

— Prost! sagte Karl, sah erst seine Frau an, dann



die Tante Rosa, und dann die Schwägerin, die noch gar nicht den Mund aufgemacht hatte.

In ihrem dunklen Witwenkleide saß Frau Anna still da und hörte zu. Sie hatte der Schwester energisch abgeredet, denn in den wenigen Monaten, seit sie ihren Mann verloren, hatte sie es kennen gelernt, wie es tat, wieder ganz allein zu sein, wenn man immer jemanden um sich gehabt hatte. Sie fand das Alleinsein furchtbar traurig. Es fehlte einem doch was; und die kleine Pension, die sie bezog, war auch nicht dazu angetan, ihr das Leben sonderlich leichter zu machen. Gerade eben genug, daß es reichte.

Sie verstand die Schwester nicht. Karl Hagemann war doch solch ein netter Mensch. Mit dem konnte es doch nicht schwer sein auszukommen. Gott, wenn sie an ihren Einstigen dachte, der war nicht schön, nicht angenehm, eigentlich gar nichts gewesen, und sie hatte ihn genommen, nur um verheiratet zu sein. Leicht auszukommen war mit keinem Manne, mit ihrem Schwager Karl aber gewiß noch immer ganz gut. Aber Ernestine war nie so recht verträglich gewesen. Schon als Mädchen hatten sie sich oft gezanft, weil sie immer das letzte Wort haben und recht

behalten wollte. Das kannte sie, und Ernestine würde sich das auch wohl in der Ehe nicht abgewöhnt haben. Es war einfach dumm von ihr, daß sie nun als geschiedene Frau herumlaufen wollte. Das war ja noch zehnmal schlimmer, als wie sie selbst dran war; wenn man auch für eine Witwe noch immer Mitleid hatte, — aber mit einer geschiedenen Frau? —

— Was für Scheidungsgründe gibt es denn jetzt eigentlich noch? fragte der Onkel. Ich denke, es gibt da jetzt ganz neue Gesetze. Weißt du das?

— Na und ob, sagte Karl. Mein Rechtsanwalt hat sie mir extra aufschreiben lassen. Also warte mal.

Er ging an den Schreibtisch und kramte drin herum, suchte eine ganze Weile vergebens, bis ihm endlich einfiel, daß er das Schriftstück in die untere Schublade gelegt hatte, und da fand er es denn auch gleich.

— Also hört mal zu! — Erstens: wegen Ehebruchs; zweitens: wenn einer dem andern nach dem Leben trachtet; drittens: wenn einer den andern böswillig verläßt, und endlich: wenn einer durch ehrloses oder unsittliches Verhalten eine solche Zerrüttung der Ehe herbeigeführt hat, daß dem anderen die Ehegemeinschaft nicht mehr zugemutet

werden kann. Da glaubten wir nun, der letzte Punkt würde auf uns passen, aber der Rechtsanwalt meint, das sei zu schwierig, das Gericht verlange da viel mehr, als wir ihm vorgebracht haben; und von ehrlosem oder unsittlichem Verhalten könne bei keinem von uns auch nur im entferntesten die Rede sein.

— Ist das nicht furchtbar traurig? fragte Frau Ernestine. Ich möchte bloß wissen, wozu solche Gesetze gemacht werden. Ein anständiger Mensch kann ja da gar nicht geschieden werden.

— Man kann mir doch auch nicht zumuten, daß ich meiner Frau nach dem Leben trachte. Außerdem wird man dann auch noch dafür eingesperrt. Dafür danke ich denn doch.

— Na, sagte der Onkel und schmunzelte, und wie wäre das mit Punkt eins? — So 'n kleines Ehebrüchlein?

— Aber Oskar! fuhr die Tante entsetzt auf, was fällt dir denn ein? —

— Das ginge natürlich am schnellsten, meint unser Rechtsanwalt.

— Karl, ich bitte dich, . . .

— Was denn, Kind? — Laß mich mal ausreden, sagte Karl.

— Ich will nichts davon wissen.

— Aber Ernestine, beschwichtigte der Onkel. So laß doch erst mal hören.

— Die Sache ist nämlich die, — und da wir doch nun mal die Geschichte nicht auf die lange Bank schieben wollen und noch zwei Jahre warten, so kann man doch mal drüber reden. Ich will ja doch gern alle Schuld auf mich nehmen.

— Nein, das will ich nicht. Daß du dich nicht unterstehst! Noch bist du mit mir verheiratet, und Gnade dir Gott! — rief Ernestine empödet.

— Aber Ernestine!

— Das gibt es nicht! Einfach! — Basta! . .

— Ja, so kommen wir aber nicht zum Ziele.

— Das nicht! um keinen Preis der Welt.

— Also, so höre mich doch erst mal an.

— Nein! nein . . . nein! —

— Nu laß Karl aber endlich mal ausreden, Ernestine, sagte die Tante. Wenn du immer dazwischenfährst, so kommen wir nicht weiter. Du weißt doch noch gar nicht, was er eigentlich will.

— Ich danke dafür, daß er mit einer anderen anfängt.

Noch bin ich da, und habe ein Wort mitzusprechen. Und ich sage einfach: das gibt es nicht! —

— Herr Gott noch mal, Ernestine, so schrei doch nicht so! Aber seht ihr, so hat sie es immer gemacht. Ehe man was sagt, ist schon der Zank fertig.

— So? — Das nennst du zanken? Was stellst du dir denn vor? — Ich soll wohl ruhig zusehen, wie du zu deinem Vergnügen . . .

— Aber Ernestine, nun höre aber mal auf, sagte Onkel Oskar und erhob sich. Jetzt hältst du den Mund, verstanden? Und Karl wird mir erzählen, mir, was er sich da gedacht hat; denn offenbar hat er irgendeinen Plan. Komm mal her, mein Junge, setz' dich mal zu mir und klamüfere mir die Geschichte mal auseinander. Also, was soll's da geben? Ihr aber seid mir gefälligst ruhig. Euch geht die ganze Geschichte nichts an. — Los also, mein Junge.

— Also, sieh mal Onkel, die Geschichte ist die: Es braucht nämlich gar nichts zu passieren.

— So? . . . es braucht nichts zu passieren? — Ach sel und wie soll denn da bloß . . .

— Ernestine, nu hältst du deinen vorwizigen Schnabel, sonst sollst du aber mal sehen. Also weiter.

— Wenn also die eine Partei behauptet, der andere hätte die Ehe gebrochen, dann liegt die Geschichte so: Das Gericht verlangt, daß der oder die Betreffende, mit dem das — na du weißt schon, gewesen ist, vor Gericht erscheint, und vernommen wird. Aber der Vorsitzende muß dann sagen, daß der Zeuge die Aussage verweigern kann, da er sonst später möglicherweise bestraft werden könne, und wird dann die Aussage verweigert, dann nimmt das Gericht in dem Ehescheidungsprozesse die Angabe der Gegenpartei als erwiesen an, daß etwas geschehen ist, und die Ehe wird geschieden.

— Ohne daß die Ehe richtig gebrochen ist?

— Ja, ohne eigentlichen Beweis, nur auf die Verweigerung der Aussage und die Beschuldigung der klagenden Partei.

— Was? sagte Frau Ernestine. Da brauchte also nichts so recht Eigentliches passiert zu sein? —

— Nein, das braucht es nicht. Darum handelt es sich doch.

— Ja, das ist ja ganz was anderes, sagte Ernestine



aufatmend. Weshalb hast du das nicht von vornherein gesagt?

— Aber du hast mich ja doch nicht ausreden lassen, hast mich gar nicht zu Wort kommen lassen.

— Erlaube mal, ich . . .

— Ernestine, halte deinen Mund, sagte der Onkel, außer, du hast was Positives zu bemerken zu der Sache selbst.

— Na ja, wenn das so ist . . .

— Warte erst mal! Eins nach dem anderen. Also Karl, wie hast du dir nun die Sache weiter gedacht?

— Ja, sieh mal Onkel, ich meinte, da brauchte man ja nur sich an irgendwen zu wenden, irgendein Mädchen, das dann . . .

— An wen? . . . bitte, an wen? rief Ernestine.

— Ernestine!! . . . Also weiter Karl!

— Mir scheint, du hast schon eine dazu in Aussicht?

— Aber nicht doch! Ernestine, so laß mich doch mal ausreden. Also irgendein beliebiges Mädchen, das sich dazu hergibt, und deren Name und Adresse angegeben wird.

— So? — und wie heißt die? und wo wohnt sie? Das ist doch wirklich stark! — Nein, Karl! das hätte ich doch nicht geglaubt, von dir nicht.

— Aber Ernestine, ich kenne doch weder solch ein Mädchen, noch habe ich 'ne Adresse.

— Laß ihn doch endlich mal ausreden, Ernestine, bat die Tante. Das ist mit dir ja nicht auszuhalten. Wenn du immer so bist . . .

— Also man müßte solch ein Mädchen finden, und da sie doch nichts riskiert, denke ich mir, müßte das nicht schwer halten, wenn man ihr zwanzig oder dreißig Mark dafür verspricht.

— Und die braucht gar nichts dafür zu tun? und es kann ihr auch nichts passieren? Sie muß also bloß vor Gericht erscheinen, und auf die Frage des Vorsitzenden antworten: Dann verweigere ich die Aussage!

— Das ist wirklich alles? fragte die Schwägerin.

— Ja, sagte Karl.

— Und sie wird weiter nichts gefragt? sagte die junge Witwe wieder.

— Gar nichts!

— Und du weißt nicht, wen du dazu nimmst?

— Eben nicht! Man müßte vielleicht irgendein Mädchen auf der Straße ansprechen.

— Daß du dich nicht unterstehst! rief Ernestine.

— Ja. wie soll ich das anders machen.

— Da mischst du dich nicht ein. Das werde ich besorgen, sagte Ernestine, wenn es schon sein muß, ich allein. Ich werde schon eine vertrauenswürdige Person finden, und du wirst von der Betreffenden nichts zu sehen kriegen, gar nichts. Verstanden! Das wäre ja wohl noch schöner.

— Aber Ernestine!

— Du willst mir dann wohl einreden, es wäre nichts passiert? Das könnte dir so passen. Nein, mein Lieber.

— Du hörst doch, das ist nicht notwendig.

— Du wirfst dein Geld grade so zum Fenster hinauswerfen. Rede mir das ein.

— Warum nicht? Es muß ja sein.

— Du hältst mich wohl für dumm?

— Was sagtest du, würdest du dafür geben, Karl, fragte jetzt die Schwägerin. Dreißig Mark?

— Ja, das müßte man wohl wenigstens dran wenden.

— Und man braucht nichts weiter zu sagen . . .

— Nichts als: Dann verweigere ich meine Aussage.

— Die dreißig Mark wären freilich leicht verdient, meinte die Tante. Dafür täte es manche.

Es war wieder ganz still. Dann sahen alle, wie die junge Witwe vor sich hinlächelte, — und indem sie ein wenig rot ward, und verlegen von einem zum andern sah, sagte sie ganz leise:

— Schade! Die dreißig Mark könnte ich grade gut brauchen.

— Du? sagte Ernestine und verstand noch nicht.

Nur dem Onkel schien ein Licht aufzugehen.

— Donnerwetter noch mal, sagte er.

— Wenn es ginge, fuhr die Witwe fort, möchte ich mir das Geld ganz gern verdienen, wenn weiter keine Unannehmlichkeiten dabei sind.

— Du, Anna? Du wolltest . . .

Eine Zeitlang sahen sie sich prüfend an, dann sagte Ernestine rasch:

— Das geht nicht! — und doch — ehe es solch ein Frauenzimmer von der Straße bekommt . . .

— Und zu erfahren brauchte es niemand, sagte der Onkel. Die Öffentlichkeit kann dabei ja wohl ausgeschlossen werden.

— Ich glaube ja.

— Im Grunde genommen habe ich doch nach

niemand zu fragen, und da Ernestine doch solche Sorge hat, daß sich Karl an wen wendet, den er noch nicht kennt . . .

— Du wolltest wirklich?

— Weshalb soll das schöne Geld an wen Fremdes kommen? Ich kann's gut gebrauchen. Und dann dachte ich auch, ich würde dir damit einen großen Gefallen tun, Ernestine, dir und Karl.

— Aber, Kind, ich begreife noch immer nicht, stammelte Tante Rosa. Du machst keinen Scherz, du meinst dies im Ernst?

— Aber warum nicht.

— Wahr und wahrhaftig? fragte Ernestine.

— Wenn ich dir doch sage. Dir zuliebe.

— Ach du! . . .

Und Ernestine fiel der Schwester, vor Rührung weinend, um den Hals.

— Das wäre ja zu schön, rief sie. Natürlich, da brauche ich keine Angst zu haben. Denn nie im Leben hätte ich das zugegeben, daß Karl eine von der Straße angerebet hätte. Dabei wäre es gewiß nicht geblieben. Aber du! — wenn du nämlich keinen Scherz machst, Anna.

— Aber nein!

— Ach, das ist zu lieb von dir.

Und wieder lagen sich die Schwestern in den Armen.

— Na, Alte, sagte der Onkel und sah seine Frau an. Was sagst du denn zu der Geschichte? verrückt was? Möchtest du dir nicht das Geld verdienen? Wo es darauf ankommt, bist du doch die Erste.

— Laß mich in Ruhe. Nein, nein, Anna, es geht hoch nicht. Aber wie man sich auch dreht, Geld würde es kosten, — und wenn man sich's recht überlegt, schließlich ist es nicht das Dümme, wenn das Geld in der Familie bleibt.

— Na, denn man zu!

— Du wolltest wirklich? fragte Karl, noch immer zweifelnd und sah die Schwägerin mit ganz komischen Augen an.

— Ja! ich will, um euch zu helfen.

— Ach, Karl, rief Ernestine . . . das ist zu schön. Nein, die Anna ist doch ein zu netter Kerl. Gott sei Dank! Nun wird ja alles gut gehen. Nun habe ich keine Sorge mehr. —

Und nachdem die erste Aufregung sich gelegt hatte,



besprachen sie nochmals alles in Ruhe miteinander, und kamen überein, daß es so am besten wäre. Und auch der Onkel und die Tante fanden es gut so, und alle zusammen gingen noch in ein Café, wo sie bis spät in der Nacht saßen, um diese glückliche Wendung zu feiern, die Karl und Ernestine aus aller ihrer Not am einfachsten und schnellsten befreien würde.

\*            \*            \*

Zwölf Wochen später schon war nach fruchtlosem Sühneversuch der Termin.

Die verwitwete Frau Anna Brückner, die von ihrer Schwester, Frau Ernestine Hagemann, beschuldigt worden war, sie mit ihrem Mann betrogen zu haben, verweigerte ihre Aussage, die Ehe wurde geschieden, und Karl Hagemann für den allein schuldigen Teil erklärt.

Als Karl beim Hinausgehen aus dem Gerichtssaale auf Frau Anna zutrat, um ihr zu danken, da wies sie auf ihren Hut und sagte verschämt:

— Das ist auch noch dabei abgefallen. Übrigens war das Geld doch recht schwer verdient. Ganz so leicht ist es mir nicht geworden, so ohne allen Grund die Aussage zu verweigern.

Und leiser setzte sie hinzu und wurde sehr rot:

— Ich weiß nicht, ob es nicht beinah besser gewesen wäre . . .

Da sie stockte, fragte Karl, ohne zu verstehen, ganz naiv:

— Was wäre besser gewesen, Anna?

— Jetzt, da du nicht mehr mein Schwager bist, kann ich's dir ja ruhig sagen. Ich glaube beinah, ich hätte nicht halb so viel Angst gehabt, wenn an der Sache mehr dran gewesen wäre. —

Damit ließ sie ihn stehen, mit einem halb versteckten, fast ein wenig spöttischen Lächeln, und eilte rasch ihrer Schwester nach, die mit dem Onkel und der Tante unten an der Treppe auf sie warten wollten.

— Nicht doch! — nicht doch! . . . sagte Karl Hagemann laut vor sich hin. Ist ja wohl nicht die Möglichkeit?

Und er sah ihr mit ganz großen Augen nach, wie sie da so lebensfrisch in ihrem enganschließenden schwarzen Kleide, das ihr verführerisch gut saß, eilig um die Ecke verschwand. —

Daran hatte er in seiner Arglosigkeit nicht ein einziges Mal gedacht. —





# Ihre Rache







**D**er Schnellzug hatte einen Augenblick auf der Station gehalten, nur noch ein alter Herr war vor mir in denselben Wagen des D-Zuges eingestiegen, und nun ging ich den schmalen Korridor entlang, mir einen freien Platz zu suchen. Aber erst im dritten Wagen fand sich mit Hilfe des Schaffners ein Sitz; ich brachte die kleine Reisetasche und den Stock unter, vertauschte den Hut mit einer weichen Mütze und machte es mir bequem.

Ich war anderthalb Stunden mit einem Jagdwagen im Trab über Feldwege und schlechtgepflasterte Chaussees gefahren und spürte meine Glieder; deshalb taten die weichen Kissen doppelt wohl.

Das Coupé war menschenleer, aber in den Gepäckneken lagen Koffer und Hutschachteln und auf den Sitzen verstreut Zeitungen, eine Reiseumütze, zwei Decken und was



man sonst so um sich herumzulegen pflegt. Der Zug war schon fünf Stunden unterwegs, und es war gerade Dinerstunde.

Die beiden Fensterplätze hatten offenbar ein Herr und eine Dame inne. Mir gegenüber mußte noch ein Herr seinen Platz haben, ein Band der Tauchnitz Edition lag aufgeschlagen auf dem Polster, also irgendein Deutscher; gewiß kein Engländer.

Der Zug fuhr durch eine endlose Ebene, brauste an kleinen Bahnwärterhäuschen vorbei; zuweilen hörte man rasch verschwindende Glockensignale; Häuser tauchten auf und glitten vorüber, die Drähte der Telegraphen hoben und senkten sich an den Fenstern, und über den leeren Feldern, die draußen zu kreisren Schienen, lag eine blasse Sonne, die zuweilen von grauen Wolken verdeckt wurde. Dann schien der Tag noch fahler, als er war; so völlig ohne Licht, wie ein trüber Wintertag ohne Schnee.

Die Reisesachen über den Fensterplätzen waren tadellos, alles war so gleichartig, daß es gewiß ein Ehepaar sein mußte, das dort Unterkommen gefunden hatte.

Ich stellte mir die beiden vor in ihrer behäbigen Wohlhabenheit, sie nur wenig schlanker als er, so in mittleren Jahren, solid bürgerlich oder auch kleiner Land-

adel; aber als ich mir die Effekten näher ansah, war es doch wohl was besseres; denn die Sachen der Dame hatten Eleganz, und ein feiner Duft strömte von ihnen aus, der mich eigentümlich berührte; dabei wußte ich nicht, wo ich das Parfüm unterbringen sollte, aber ich kannte es, und es berührte mich angenehm, wie es immer stärker mich umwehte, als ob es heraufstieg aus all den zerstreuten Sachen, das ganze Coupé erfüllte und sich schmeichelnd um alle Sinne legte.

Angestrengt dachte ich nach, aber ich fand nicht, wo ich es unterbringen sollte; immer war ich gleichsam ganz nahe daran, aber dann zerflatterte es, und ich fand es nicht wieder. —

Ich suchte in meinen Taschen und fand eine alte Zeitung, die ich noch nicht gelesen; in die vertiefte ich mich.

Die Nachrichten, die darin standen, waren inzwischen längst überholt, aber ich kannte die Vorgänge nicht, deshalb war das Datum mir gleichgültig.

Ich hatte eben einen ebenso schwungvollen wie nichts-sagenden Leitartikel durchflogen, und wollte die kleinen Sachen unter dem Strich anfangen, als es auf dem Korridor rauschte, und eine Dame in das Coupé trat,

langsamer gefolgt von einem Herrn, der sich an der Thür festhielt, und sich unsicher auf seinen Sitz tastete.

Sie verdunkelten das Abteil einen Augenblick, so daß wir uns gegenseitig nicht genauer sehen konnten.

Dann machte die Dame sich an ihrer Handtasche zu tun, und kehrte mir den Rücken, und die Menschen, die aus dem Speisewagen kamen und an der Thür vorbeiging, beschatteten beständig das Coupé.

Nur den Herrn konnte ich deutlich auf seinem Fensterplatze sehen; aber sein Gesicht entsprach so gar nicht dem Bilde, das ich mir von dem Inhaber des Platzes gemacht hatte, daß ich nun nicht dazu kam, mir klar zu werden, woher ich dieses scharfe Profil kannte.

Er saß da, vornübergeneigt, den Mund ein klein wenig geöffnet, mit den so merkwürdig hellen Augen müde vor sich hinblickend. Die Lider halb gesenkt, daß das Gesicht etwas Verträumtes, fast Verschlafenes bekam, dem nur die scharf herausspringende, so kernig aristokratische Nase widersprach. Die verwischte den weichlichen Eindruck der Augen. Das schlichtgeschneidete Haar war völlig ergraut, und stand im schärfsten Gegensatz zu dem noch jugendlich wirkenden Gesichte und der ganzen schmalen,

hochaufgeschossenen Gestalt. Bei der völligen Bartlosigkeit konnte man nicht sagen, ob der Herr dreißig oder fünfzig Jahre alt sein mochte, der Ausdruck wechselte so rasch, und die Gesichtsfarbe war so undefinierbar, bald fahlgrau und wie verwelkt, dann wieder von einer flüchtigen Röte, die fast etwas Jugendliches an sich hatte, eine Röte, die kam und ging, wie die Gedanken offenbar hinter der hohen Stirn aufstauhten und wieder verschwanden.

Er hatte das Kinn in die Hand gestützt. Jetzt drehte er die Hand mit dem Rücken gegen den Mund, und nahm langsam den kleinen Finger zwischen die Zähne. Als ich diese Bewegung sah, wie er den Nagel ein wenig quetschte, da schwand die flutende Ungewißheit, es gab keinen Zweifel mehr: trotz der Bartlosigkeit, dem grauen Haar und der so überkorrekten Kleidung, dem hohen, allzuhohen Kragen, der in das Kinn schnitt — ich täuschte mich nicht, es war Theo Müncke.

Aber ich gab mich noch nicht zu erkennen, hielt mich im Gegenteil in der Ecke und nahm das Zeitungsblatt so vor das Gesicht, daß er mich nicht gleich sah, ich ihn aber beobachten konnte; ich mußte erst wissen, wer die Dame war.

Jetzt drehte sie sich um, und da wußte ich es,

erkannte auch das Parfüm, das mich beinah auf ihre Spur gebracht hatte. Es war Lissi Seilar. Wir alle glaubten, daß a in ihrem Namen sei ein absichtlicher Sprach- und Schreibfehler; sie hieß auch wohl schlicht Seiler, aber das andere klang entschieden besser.

Und ein Tag stand in meiner Erinnerung, an dem ich diese beiden zum erstenmale zusammen gesehen hatte. Vor Jahren, als seine Sachen überall gesungen und gespielt wurden und er für einen unsrer zukunftsreichsten Komponisten galt.

Es war bei einem Feste, das in einer Villa an einem der Grunewald-Seen gefeiert wurde, wobei die Gesellschaft, da es sich um eine Wohltätigkeitsfache handelte, ein wenig gemischt war, und wo allerhand geheimnißvolle oder auch recht offenkundige Beziehungen zwischen den verschiedenen Menschen bestanden, — da sah ich Lissi Seilar zum erstenmale. Denn ihn kannte ich seit langer Zeit.

Sie war die heimliche Freundin eines sehr reichen Kunstfreundes, so erzählte sich die Welt, und sie sollte eine Vergangenheit haben, erst Sängerin irgendwo in Süddeutschland, dann war sie Schauspielerin an einem sehr literarischen Theater geworden, wo sich bald heraus-



stellte, daß es mit ihrer Kunst nicht weit her war, so daß sie sich bescheiden mußte auf der Bühne; denn im Leben spielte sie eine große Rolle.

Sie war mir aufgefallen durch ihre Haltung, so gerade und stolz hielt sie sich, schlank und gemessen in ihren Bewegungen, unauffällig blond, mit einem hübschen Gesichte, ohne besondere Schönheit. Wenn man nur ihre Gestalt sah, wurde man schon neugierig, aber dann enttäuschte ihr Gesicht ein wenig, weil man es sich anders vorgestellt hatte, und doch lag in den Augen etwas, das frappierte und anzog; es zitterte so merkwürdig darin, wie von kleinen glitzernden Goldkörnchen, und es lauerte etwas Verstecktes darin, Schlaueit und raffinierte Neugier zugleich, und eine wilde Entschlossenheit.

Zuweilen hatte sie eine Bewegung, wenn sie sich drehte, voll lockender Lüsterheit, wie sie sich erhob oder den Kopf zur Seite wandte, eine heutigierige Schlange.

Ich ließ mich ihr vorstellen, kam rasch in ein Gespräch und suchte den Tag über, so oft es ging, in ihre Nähe zu kommen. Mir schien, als ob hinter dieser eigenartigen Kälte etwas Besonderes, Geheimnisvolles stecken müßte.

Ihre fast kokett zur Schau getragene Unnahbarkeit



irritierte, denn ich hatte allerlei von ihr gehört. Ein junger Mann sollte sich ihretwegen vor ein paar Jahren erschossen haben, als sie ihn verlassen wollte; ein paar andere hatten sich nahezu ruiniert; und Andeutungen fielen, die neugierig machten und eigentlich nicht stimmen wollten zu dieser leidenschaftslos scheinenden Rühle, die sie in Gesellschaft um sich verbreitete.

Sie ließ sich gefallen, was man zu ihr sagte, lächelte ganz wenig, immer wie überlegen, kam einem kaum entgegen; oder blieb auf halbem Wege stehen, so daß einem dann nichts übrig blieb, als abzubrechen und es anders zu versuchen.

Das war ein stets sich erneuerndes Spiel, ein reizvolles Hin und Her, das zugleich entnerote, weil man nie wußte, wie man mit ihr dran war.

Sie hatte mich schon einmal gefragt, ob ich Theo Müncke kenne, aber da waren wir unterbrochen.

Dann, als wir in einer Laube am Wasser einen Augenblick allein blieben, fing sie wieder an und fragte mich nach ihm aus, ohne tieferes Interesse, mehr als wolle sie ein Gesprächsthema haben, das zu nichts verpflichtete; und doch hatte ich gesehen, wie sie ihn nicht

aus den Augen ließ. Zuweilen leuchtete es flackernd in ihrem Blicke auf, und sie hörte nicht, was man ihr sagte.

Da kam er dicht an uns vorbei, ich rief ihn an und stellte ihn vor. Nun dachte ich, sie würde ihm gegenüber sich anders geben; aber sie schien genau so verschlossen, nur ihre Augen blieben nicht stumm; sonst gab sie nur Antwort, aber ohne Lebhaftigkeit, als seien ihre Gedanken ganz wo anders.

Wenn sie den Mund öffnete, so war es nie zu einer Banalität. Alles hatte Form und eine gewisse Eigenart des Empfindens und des Ausdrucks.

Ich mußte die beiden stehen lassen; nach einer Viertelstunde waren sie nicht mehr zusammen, und als ich mich später nach ihr umsah, war sie gegangen.

Ich fragte Theo Müncke nach ihr, er antwortete nur:

— Nee, nicht mein Fall! Diese Art mag ich nicht; die kalte Arroganz geht mir auf die Nerven. —

•

Wierzehn Tage später standen wir im Couloir der Oper, ein Bekannter trat zu uns, wir sprachen von dem aufgeführten Werke, und nachdem wir eine ganze Weile uns unterhalten, sagte der Dritte zu Theo Müncke:

— Haben Sie die Seilar gesehen? Sie sieht heute wieder merkwürdig reizvoll aus.

— Reizvoll? Nee, ein mir unsympathisches, widriges Weib, so das richtige kaltherzige Frauenzimmer . . .

Ich gab ihm einen Stoß, denn dicht hinter uns stand sie. Keiner von uns sah sich um; ich allein konnte ihr Gesicht im Spiegel sehen. Ihr Mund zuckte, und die Brauen zogen sich drohend zusammen.

Niemand fand rasch ein Wort, — nur ein jähes Schweigen.

Dann ging sie weiter, und wir atmeten auf.

— Ob sie das gehört hat? . . .

— Vielleicht! wer weiß?

— Ah, unangenehm! Ich möchte ihr gleich nach, um ein Wort mit ihr zu sprechen, sagte Theo.

— Sie wollen doch nicht etwa fragen?

— Denke nicht dran, sagte Theo, nur mit ein paar Phrasen den Eindruck verwischen, wenn's auch die Wahrheit ist, was ich gesagt.

— Sie hat's wohl nicht gehört, meinte ich, trotzdem ich das Gegenteil gesehen hatte.

— Es kann mir ja auch gleich sein. Ich kann sie

nun mal nicht leiden. Und dann: Ist sie denn was anderes? Bloß ihr so ins Gesicht, ist's mir unangenehm. — Was ist weiter dabei? Wenn ich sie wiedersehe, ein paar liebenswürdige Worte, und die Sache ist erledigt. Frauen nehmen so was nicht so genau, vor allem nicht diese Art. Sie sind's gewöhnt.

— Meinen Sie? fragte ich erstaunt.

— Ja, ich meine! Sie scheinen nicht zu wissen, Verehrtester, wie wenig grade an dieser dran ist.

— Allerdings nicht! Trotzdem! . . . und vielleicht gerade deshalb . . .

— Oh, über euch Menschenkenner! Solche Frauen vergessen im nächsten Augenblick. Glauben Sie mir.

— Ich wünschte es. Ich kenne Fälle vom Gegenteil. Es klingelte, und wir mußten uns trennen. Ich ging nach links, die beiden Herren saßen rechts. —

Vor der Thür zu meiner Loge stand Dissi Seilar.

Sie kam auf mich zu, und voller Erregung fragte sie:

— Das galt mir? . .

— Aber, gnädiges Fräulein, ich weiß wirklich nicht . . .

Ich war wohl sehr verlegen, denn sie sagte rasch:

— Das genügt mir. Mehr wollte ich nicht wissen. Nur Gewißheit mußte ich haben.

— Liebstes Fräulein, es scheint mir doch, daß ein Mißverständnis . . .

— Bemühen Sie sich nicht. Aber hören Sie gut zu; ich werde mich rächen! Das Wort schenke ich ihm nicht!

— Wirklich, ich verstehe nicht, wie . . .

— Sehen Sie mich an. Noch nie hat ein Mann mich beschimpft. Dieser soll es mir büßen. Wenn Sie wollen, können Sie es ihm sagen. Er mag sich in acht nehmen; aber ich will und werde meine Rache haben. Umsonst hat er das nicht gesagt.

— Sie sind erregt und haben gewiß . . .

— Bemühen Sie sich nicht. Es macht Ihrem Freundesherzen vielleicht Ehre. Ich aber brauche anderes, ich will Genugthuung, und ich werde sie bekommen. Verlassen Sie sich darauf. —

Damit ließ sie mich stehen. Die Türen wurden geschlossen, ich trat in die Loge, das Licht erlosch, der Vorhang ging in die Höhe, aber ich hörte nicht mehr, ich sah nicht, was auf der Bühne vorging. Ich sah immer nur das leidenschaftliche Gesicht vor mir, diese empörten

Augen, hörte die wilde, hastige Sprache, und sah noch, wie sie zitterte. Ich glaube, wenn er ihr in dem Augenblick in den Weg gekommen wäre, sie wäre auf ihn zutreten und hätte ihn ins Gesicht geschlagen.

Als das Stück aus war und ich das Haus verließ, sah ich sie im Vestibül stehen, hoch und schlank, auffällig in ihrem flutenden, hellen Mantel, den Kopf steif und stolz, mit einem Ausdruck gespannter Erwartung.

Und ich sah einen Herrn auf sie zugehen, der seinen Hut tief zog, und sah, es war Theo Müncke, der offenbar die erste Gelegenheit ergreifen wollte, sich nett zu zeigen.

Um ihre Lippen zuckte ein Lächeln, voller Hochmut und Befriedigung. Sie wandte sich zum Gehen, und er sprach liebenswürdig auf sie ein, und so sah ich sie nebeneinander hinausgehen. —

Ich wäre ihnen gern nachgeeilt, hätte ihm ein Wort zugeflüstert, eine Andeutung gemacht; aber dann kam ich mir fast komisch vor. Was war die leere Drohung eines Weibes? . . .

Es war ja schon alles gut. Er hatte sich ihr freundlich erwiesen, damit war die Sache erledigt. Frauen vergessen rasch. —

\*



Ich ging auf Reisen und hörte nichts mehr von ihm und nichts mehr von ihr. Einmal nur, da hatte jemand sie in Kairo gesehen mit einem Herrn, den er nicht kannte. Das war alles.

Jetzt traf ich sie beide zusammen.

Sie hatte sich gesetzt, — nun erkannte sie mich, und die Züge ihres Gesichts veränderten sich seltsam. Wie in tiefer Erregung starrte sie mich an, und da ich eine leise, noch zögernde Verbeugung machte, streckte sie mir rasch und impulsiv, sich halb aufrichtend beide Hände entgegen, und schon wandte sie sich hastig an ihren Begleiter und sagte:

— Aber Theo, erkennst du ihn nicht, das ist doch . . .

— Ja, ja! entschuldigen Sie nur, lieber Freund. Gewiß! Sie haben sich ein wenig verändert.

— Ich hätte Sie auch nicht erkannt, so ohne Bart, und die Haare ganz anders, sagte ich, ihm die Hand schüttelnd.

— Ja, lieber Freund, man wird alt.

— Man hat lange nichts von Ihnen gehört.

— Was wollen Sie? Es fällt einem nichts mehr ein, oder was einem einfällt, taugt nichts.

— Sie haben nichts mehr gearbeitet, soll das heißen?

— Seit zwei Jahren keine Note mehr, erwiderte er.

— Sie sagen das fast mit Stolz.

— Ja, was soll man machen. Wozu arbeiten? Die Welt ist ja so schön, nicht Lissi?

— Gewiß, mein Freund!

— Ich bin meiner Frau zuliebe so lange fortgewesen, in Indien, in Japan, Aegypten. Wir haben viel gesehen; aber die Unruhe und all das, wissen Sie, da kommt man nicht zum arbeiten. Vielleicht wenn man wieder in geordnete Verhältnisse kommt; aber ich mache mir nichts daraus.

— Aber die Welt? Ihre Freunde und Bewunderer!

— Ach, was können die einem geben? Wir beiden, meine Frau und ich, wir sind uns genug.

Sie hatte noch immer stumm dageessen und starrte mich an, als wolle sie in meinem Gesicht lesen, was ich dachte, und wie ich ihn fand, der in seiner fast hilflosen Gebrechlichkeit vor mir saß. Der Kopf fiel ihm haltlos nach vorn, die Lippe schob sich vor, die zitternde Hand ging rückweise hoch, mit dem Rücken dem Gesicht zugewandt, dann drehte er den kleinen Finger rückwärts und nahm ihn behutsam zwischen die Lippen, in einer so hilflosen Weise, als ob er ein Kind sei.

Voller Grauen sah ich das an; und als ich die Augen

ihr zuehrte, da leuchtete es in ihrem Gesicht blizartig, sie hob den Kopf, als ob sie, eine Herrscherin über Leichen schritte. Ganz so sah sie aus, wie auf einem Bilde, das mir grell vorschwebte.

Und ebenso plötzlich erlosch das Flackern ihrer Augen, und wir kamen in ein banales Gespräch, und sie erzählte von ihren Reisen; aber er hörte nicht zu. Es schien, als vegetiere er für sich hin. Alle Handreichungen leistete sie ihm, mit der Geduld einer Krankenpflegerin, ganz sanft.

Er hatte sich müde in die Ecke zurückgelehnt, die fast welken Hände im Schoße, die Augen geschlossen.

Sie war lautlos aufgestanden und in den Korridor getreten, ich war ihr gefolgt, auf einen Wink ihrer Augen.

Die Lichter waren in dem Wagen angezündet; draußen stand schwarz die Nacht, nur hie und da tauchten in der Dunkelheit ein paar Lichtpunkte auf, zuweilen ein grünes oder rotes Signal, das helle Biered einer Wärterbude oder die trüben Laternen einer kleinen Station, die weichen- rasselnd vorbeischöß; denn der Zug jagte mit rasender Schnelligkeit seinem Ziele zu.

— Wie finden Sie ihn? fragte sie.

— Ich verstehe nicht, was ist aus dem einst so kraftvollen Menschen geworden. Und er hat nichts mehr gearbeitet? bei seinem Talente?

— Nichts!

— Er ist krank?

— Vielleicht!

— Aber so erklären Sie mir doch.

— Was ist da zu erklären, sagte sie und sah, Auge in Auge, mich fest an.

Ich starrte sie an. Sie lächelte ein wenig und sagte:

— Entsinnen Sie sich, eines Abends in der Oper?

— Der letzten Begegnung mit Ihnen? —

— Ja, der letzten Begegnung! — Entsinnen Sie sich? —

— Ja, nur zu gut, sagte ich suchend.

— Wissen Sie, weshalb wir nach Deutschland zurückkommen?

— Wie soll ich das wissen?

— Ich wollte Sie auffuchen, Sie! . . .

— Mich? fragte ich erstaunt.

— Ja Sie, nur Sie.

— Aber wieso, zu welchem Zweck?

— Da wirkt der Zufall Sie mir vorher in den Weg, der Zufall! Wenn man es erzählt, würde man es nicht glauben . . .

— Aber, was habe ich denn damit zu tun?

— Viel! — Sie sollten sehen.

— Was? —

— Daß ich Wort halte.

— Aber, Fräulein . . .

— Fräulein? — O nein! Frau! Seit zwei Jahren.

— Ich wußte nicht! Verzeihen Sie, gnädige Frau.

— Wissen Sie, was er damals sagte?

— Ich entsinne mich wirklich nicht.

— Sie wissen sehr gut! — und deshalb hat er mich geheiratet. Trotzdem, und gerade deswegen! — das war das Erste.

— Das Erste? —

— Ja, das Erste! Er mußte das Frauenzimmer heiraten.

— Aber, gnädige Frau, ich begreife noch immer nicht.

— O, Sie begreifen schon. Ich sagte Ihnen damals, ich würde mich rächen. Ich habe es getan.

— Sie wollen sagen, daß . . .

— Sehen Sie ihn an. Mein Werk! . . . Ich bin am Ziel; das wollte ich Ihnen gern zeigen.

— Mir! sagte ich.

— Ich bin am Ziele; aber nun graut mir manchmal selber, daß es so weit kam. Heute, als ich sah, wie es auf Sie wirkte.

— Aber, was Sie da sagen . . .

— Ist so! Zwei Jahre waren wir auf Reisen, zwei Jahre haben genügt. Aber meine Rache fällt mit auf mich selbst zurück. — Wenn wir jetzt heimkommen, so zwingt uns die Nothwendigkeit dazu. Sein Vermögen ist in kurzem zu Ende. Ich wollte es damals so. Es gehörte dazu. Wir haben das Geld hinausgeworfen mit vollen Händen, er und ich, und wenn es nicht rasch genug ging, verspielt. Sein Talent? Ich weiß nicht, ob etwas davon geblieben ist. Seine Gesundheit? Sehen Sie ihn an. Durch mich, das kaltherzige Frauenzimmer, ohne das er nun nicht mehr leben kann. Manchmal ist es schrecklich mit ihm — in der Nacht; er ist zuzeiten hilfloser wie ein Kind. Was soll ihm bleiben? Ein erlösendes Ende oder die Kugel.

— Für wen?



— Ganz recht! . . . Vielleicht auch für mich. Weshalb nicht? — Selbst dazu fehlt ihm die Kraft.

— Aber, gnädige Frau! . .

— Ich habe gedacht, ich wollte zu Ihnen kommen, um Ihnen alles zu sagen; und dann würden Sie zu ihm gehen und ihm die Augen öffnen, weshalb das alles. Denn er weiß von nichts, — von nichts! Nie hat er gefragt, nie habe ich ein Wort gesagt. Anfangs wollte ich nicht, später konnte ich es nicht. So lebt er ahnungslos neben mir hin und weiß nicht weshalb! Tun Sie es, tun Sie es! Jetzt! . . .

Ich trat einen Schritt zurück, abwehrend.

Da lächelte sie und sagte in ihrem kalten Stolze:

— Sie könnten es, glaube ich, ruhig tun, er würde Ihnen nicht glauben . . . Ich glaube es ja manchmal selbst nicht mehr. Zuweilen, wenn ich zurückdenke an den Schimpf, den er mir angetan, steigt es heiß in mir auf, voller Genugthuung, voll unbändigen Stolzes, daß es so gekommen, — ich bereue nichts, alles ist vortrefflich! — Und dann wieder . . . Denn denken Sie: manchmal glaube ich fast, ich liebe ihn. — Ich habe noch nie einen Menschen geliebt, niemals! — Mich hat auch niemand

geliebt, in meiner Jugend nicht, und später auch nicht; deshalb bin ich so geworden. Ich wollte die Menschen hassen, alle, und sie mir zwingen.

Da mußte ich doch über sie lächeln, trotzdem es überzeugungsvoll von ihrem Munde kam.

— Sie lachen über mich! — Dann steht es also nicht so schlimm. Aber wenn Sie von ihm wüßten! — Sie wissen ja nicht, wie er manchmal ist, wie ein Kind so hilflos. Dann könnte ich mich vor ihm auf die Kniee werfen, ihm alles sagen, um seine Verzeihung zu erflehen. Sagen Sie es ihm, sagen Sie es ihm! — Es martert mich sonst zu Tode.

Ein Herr am Ende des Korridors blickte zu uns herüber, denn sie hatte die letzten Worte ganz laut gesagt. Ein Steward des Speisewagens drückte sich mit einem Tablett vorbei. Dann sagte sie leiser:

— Nein, sagen Sie ihm nichts! — Vielleicht kommt noch ein Augenblick des Zornes, daß ich selber Abrechnung halte, mit ihm und mit mir. Vielleicht geht es auch so zu Ende. Denn die Ärzte geben ihm nicht mehr viel Zeit; und er ahnt es auch wohl, und möchte deshalb noch einmal zurück in die Heimat. Und ich wollte auch noch

einmal zurück, ich wollte dem einzigen Menschen, der davon weiß, zeigen, daß ich Wort halte. Sonst wäre ja alles umsonst und nicht zu ertragen. Deshalb kamen wir zurück. Mein Ziel ist erreicht, früher als ich dachte. Rache, sagt das Wort, sei süß; mir scheint sie manchmal gallebitter; aber es gibt kein Einhalten, kein Zurück mehr auf dem Wege. — Still! er regt sich! . . .

Und sie ging rasch und leise zu ihm hin, der sich bewegt hatte, die Hand wieder erhoben, den kleinen Finger wie blöde am Munde.

Er schlief weiter, und sie schob ihm das Kissen unter dem Kopfe zurecht und breitete eine Decke über seine Knie, mit einer Sorgfalt und einer Zartheit, wie es vorsorglicher eine Mutter nicht ihrem Lieblingskinde tun kann.

Und leise kam sie zurück, faßte meine Hand und bat:

— Sagen Sie ihm nichts; Sie dürfen es ihm nicht sagen. Er würde es nicht ertragen, und ich will ihm keinen Schmerz mehr machen, jetzt nicht mehr; vielleicht ist er der einzige Mensch, der mich wirklich geliebt hat, mich — das unsympathische Weib, das . . . Frauenzimmer! —



# Schatzimaus!







— **A**ber Schazi, das können wir doch nicht!

— Du sollst doch nicht vor allen Leuten Schazi und Mausl zu mir sagen! — Ich bin doch kein kleines Mädchen, sondern dein Mann. Ich habe dich schon so oft darum gebeten, du mußt dir das abgewöhnen!

— Aber weshalb denn nur?

— Es geht nicht, daß man sich vor aller Welt Mausl und Lumpi, und Gott weiß wie nennen läßt, vor allen Leuten!

— Also eine Frau darf nicht zärtlich zu ihrem Manne sein? — Und wieso ist Meta, die mit uns beiden das einzige Lebewesen ringsum ist, alle Leute?

— Gott ja! — Aber du weißt, ich mag das nicht! Zärtlichkeit vor aller Welt, das ist mir entsetzlich! — All das Anfassen, Streicheln und so, finde ich furchtbar geschmacklos. — Finden Sie nicht auch, gnädige Frau?



— Meinen Sie wirklich, lieber Freund? . . . Wir Frauen haben nun mal des öftern solche Zärtlichkeitsanwandlungen, manchmal aktiver, manchmal mehr passiver Art. Da ist nichts zu machen. Wir haben das zuweilen gern.

— Da muß man sich eben bezähmen, bis man allein miteinander ist.

— Ach, das ist ja langweilig. Bis dahin ist es meist schon wieder vergangen.

— Siehst du, Meta, so ist er nun; kaum drei Monate verheiratet, und schon ist ihm alles zuviel. Er fühlt sich in seiner Würde als Mann gekränkt, wenn man ihn mit einem Rosenamen nennt; und dabei heißt er Gottsfried! . . . Findest du das etwa so berauschend?

— Nicht gerade, man denkt immer gleich an Bouillon dabei.

— Siehst du? — Schahzi und Mauszi ist doch hübscher. Es mag ja nicht immer allzu geistreich klingen, aber wen geht es denn schließlich was an? Braucht ja niemand drauf zu hören.

— Ich will dir mal was sagen, Räthel, mein Mann war genau so; ich glaube, alle sind so, aber das gibt sich.

— Wieso war? — Er ist es nicht mehr?

— Nein, er ist es nicht mehr. Ich habe es ihm abgewöhnt!

— Also er konnte es auch nicht vertragen, wenn du nett und lieb zu ihm warst?

— Nein!

— Und du sagst, abgewöhnt hast du es ihm?

— Ja, er war noch viel empörter. Genau dieselbe Geschichte wie bei dir. Ich sei es seiner öffentlichen Stellung schuldig, daß ich nicht Hänschen zu ihm sage, oder gar Hansemaus, wie das mal geschehen ist. Hans sei schon schrecklich. Am liebsten hätte er von mir verlangt, ich solle Johannes zu ihm sagen. Allein er war nun mal auf Hans getauft, und ich erklärte ihm: als Hans hätte ich ihn geheiratet, und Johannes sei ein Scheidungsgrund; und so bestand er schließlich nicht weiter darauf.

Ein Närrchen oder Affchen brachte ihn einfach zur Raferei; dafür durfte ich mich aber ruhig mal von ihm Schaf nennen lassen, wenn auch in der Diminutivform von Schäfchen oder Schafi, wenn ich seiner Meinung nach was Dummes gesagt. Wenn ich ihm schmeichelnd über die Wange fahren wollte, fand er das empörend unpassend.

Na, ich suchte all dergleichen denn auch zu vermeiden, bezähmte mich und sparte mir's für das Zusammensein unter vier Augen auf. Denn da durfte ich, da waren viele dieser unpassenden Dinge mit einem Male recht erwünscht. Aber auch das hörte im Laufe der Zeit auf, und er fing auch da an zu monieren. Dieses Kosewort passe sich nicht, jener Name klinge zu kindisch. Und ich meinte es doch gut und war schließlich ganz konsterniert und wußte nicht, was ich tun oder lassen durfte. Und dann meinte Hans: wenn ich mir dieses Schaji und Maußi nicht ganz abgewöhne, und unpassende Schmeichelnamen auch in der Intimität vermeide, so würde ich es nie lernen, mich korrekt zu benehmen, sondern ihn immer wieder vor aller Welt mit meinen Zärtlichkeiten kompromittieren. Na, ich war natürlich zuerst ziemlich betroffen. Es mochte ja etwas Wahres dran sein, und manches von mir zuweilen am falschen Platze. Trotzdem war ich empört, und diese Empörung fraß weiter und lauerte nur auf die erste Gelegenheit, sich rächend Luft zu machen.

Und der Augenblick kam!

Er ließ gar nicht lange auf sich warten, kam viel eher, als ich dachte. —

Seitdem ist mein Mann kuriert. Er muckt nicht mehr auf, er lächelt nur. Allerdings halte ich mich sehr im Zaume und achte auf mich und meine Worte. Aber wenn mir trotzdem mal was sogenanntes Unpassendes herausrutscht, ist er weder beleidigt noch empört, sondern nimmt es eben hin.

— Wie hast du das gemacht?

— Ja, da bin ich auch begierig, erzählen Sie doch!

— Wart Ihr mal auf Helgoland. Ja? — Das ist gut. Aber wo habt Ihr gewohnt? Ich weiß ja nicht, ob es in allen Häusern so ist, aber in den meisten. Wenn Ihr die Häuser am Strande kennt, im Unterland, dann wißt Ihr so gut wie jedermann, daß man bei den dünnen Holzwänden kein lautes Wort sprechen kann, keine Bewegung machen darf, weil alles, aber auch alles, vom Nachbar links wie rechts gehört wird.

Neben uns, nur durch eine verschlossene, aber weder mit irgend etwas verstellte, noch verhängte Thür getrennt, wohnte ein junger Mann, dessen wunderbar gepflegter Schnurrbart das erste und einzige war, was mir gleich am ersten Tage an ihm aufgefallen war. Eines Morgens, als das Mädchen die Post brachte und ihm einen Brief

durch die halb geöffnete Thür hineinreichte, hatte ich gar das überraschende Vergnügen, ihn in der ganzen Schönheit seiner Bartbinde zu sehen. Das ist nun was furchtbar Drolliges, wie ein Gesicht dadurch verzerrt wird. Mir kam der ganze Jüngling von da an noch komischer vor in all seiner Eitelkeit, die sich auf jedes Stück seiner Kleidung erstreckte. Ich mußte ihn mir jedesmal genau betrachten, wenn wir ihn trafen, wie schön er sich wieder gemacht, wie kunstvoll er die Krawatte geschlungen hatte.

Er hatte natürlich nichts Besseres zu tun, als seine großen bewundernden Augen erwartungsvoll auf mich zu richten, weil er offenbar glaubte, ich interessiere mich auf das lebhafteste für ihn. Das meinte mein Mann auch und machte mir Vorstellungen, daß ich mit solch einem faden Jüngling, den wir noch dazu gar nicht kannten, kokettiere, selbst in seiner Gegenwart.

Es erboste mich natürlich, daß Hans mir solch eine Geschmacklosigkeit zutraute und überhaupt so was von mir denken konnte; allein ich ließ ihn in dem Glauben.

Die Nachbarschaft aber, wobei man jedes leiseste Geräusch, das der Knabe machte, hören mußte, steigerte seine beginnende Nervosität ins Ungemessene, während ich mich

köstlich amüsierte, sowohl über meines Mannes Ärger, wie auch über des Nachbarns absonderliche Art, mit der er allmorgentlich gurgelte, sich die Zähne putzte, und dergleichen diskretere Dinge mehr vornahm.

Von Hans wurde ich beständig ermahnt, leise zu sein und kein Geräusch zu machen. Ich konnte gar nichts mehr tun, mich nicht umdrehen, daß mein Mann nicht die Hand beschwichtigend erhoben hätte, und sein beschwörendes: Nicht doch! losließ.

Das fand ich geradezu lächerlich, diese ewig dämpfensollende Hand, und er machte mich mit seinem: Nicht doch! so nervös, daß ich ernsthaft wütend auf ihn wurde.

Weshalb konnte ich nicht ruhig laut und vernehmlich und so sprechen, wie mir der Schnabel gewachsen war? Ja, zum Donnerwetter! — ich hatte sonst im Leben noch nie geflucht — war man denn nicht Herr in seinem Zimmer und konnte machen, was man wollte? — Das wäre ja wohl noch schöner!

Nun gerade! —

Wochte der junge Mann mit der Schnurrbartbinde auch dadurch zehnmal in seiner Ruhe gestört werden. —

Und die Katastrophe kam.



Eines Morgens früh war es. Unser schöner Nachbar war eben mit seinem Zähneputzen und der holden Melodie seines Gurgelns fertig, als ich irgend etwas Gleichgültiges sagte. Ich glaube: um welche Zeit wir mit Bekannten zur Düne hinübersegeln wollten.

Natürlich sofort mein Mann mit seinem: »Nicht doch!.. nicht so laut, Meta!«

Ich darauf, in der normalen Tonhöhe: »Schön, mein Schatz!«

Er, ganz leise: »Aber das sollst du doch nicht sagen!«

Ich, ganz laut: »Aber Liebling, weshalb nicht?«

Er, in unterdrückter Wut: »Meta, ich bitte dich!...«

Ich: »Um was, mein Herzchen?« —

Er: »Hör auf, oder . . .«

Ich, laut: »Aber Mausichen, gern!«

Er war fast blau vor Ärger, daß ich krampfhaft mein Lachen verbeißen mußte; und je leiser er flüsterte, um so ungenierter redete ich ganz laut.

Er lief lautlos im Zimmer auf und ab, dann blieb er händeringend vor mir stehen und hauchte: »Ich bitte dich, Meta, sei leise!« —

Ich: »Von Herzen gern, Schäzimaus. . . . Zwei! —«

Und ich tat so, als ob er mich um einen Kuß gebeten habe und schmagte zwei kräftige Luftküsse vor mich hin.

Er, stöhnend: »Du bringst mich zur Verzweiflung, wenn du nicht aufhörst.«

Ich, ganz laut: »Aber, Schäzimaus, weshalb sollte ich aufhören? Ich denke nicht dran. Soviel du willst. — Da! da! . . .«

Und ich küßte fünf-, sechsmal.

Und als er entgeistert da stand, wechselte ich die Art und rief entrüstet: »Aber, Maus! nein! . . nicht doch! — Au! — nicht doch! — —«

»Hör auf, oder . . .« stammelte er.

Ich konnte nicht mehr und ließ mich vergnügt auf das Bett fallen; und als das knarrte, hupste ich ein paar-mal auf und nieder. Das machte ihn immer ganz nervös.

Da stürzte er auf mich zu und riß mich auf, aber ich schrie: »Au, du tust mir ja weh. Nun will ich nicht mehr. Laß mich!«

Da ließ er mich los, und starrte mich fassungslos an.

»Wenn du so grob bist, will ich nicht! Dann bin ich böse!« sagte ich gekränkt schmollend, und hörte deutlich, wie unser Nachbar sein Ohr an die Thür gelegt hatte.

Es war zum totlachen, wie Hans da stand und die Fäuste ballte, und doch kein lautes Wort wagte. Am liebsten hätte er getobt und geschrien, und durfte es doch nicht.

Ich nun wieder, voller Temperament: »Mach nicht solch Gesicht, ich bin schon wieder gut; ich habe dich doch am liebsten von allen. Komm her!«

Er, hastig flüsternd: »Bist du verrückt, daß du so redest? — Du tust ja gerade, als ob du gar nicht mit mir verheiratet wärest.«

Ich, laut: »Ach Schahzi, dazu braucht man doch nicht verheiratet zu sein.«

Er: »Du bringst mich zur Verzweiflung! . . .«

Ich: »Nein, mein Herzchen, ich schwöre dir, ich habe nur dich allein lieb, dich ganz allein. Ach, ich bin ja so vernarrt in dich. Ich kann es gar nicht sagen.«

Er, lautlos: »Ich glaube wirklich, du bist nicht bei Sinnen!«

Ich: »Wie soll man auch bei Vernunft bleiben? . . . Daran bist du schuld! — Ach, Liebling, du kannst mich ja nie so lieb haben wie ich dich, du süßer Frag!«

Er, flehend: »Ich bitte dich, Meta, höre auf!«

Ich, mit großen Gebärden: »In alle Welt möchte ich

es hinausrufen, wie glücklich ich durch dich geworden bin.  
Ach, Schäzimaus! —

Er, ganz gebrochen: »Um alles in der Welt, Meta . . .«

Ich, wie ekstatisch, ohne auf ihn zu hören:

»Ach du! . . . Mein alles du! . . .«

Und ein Peletonfeuer von Küffen folgte, daß er sich vor Verzweiflung und Ärger nicht mehr halten konnte.

Aber wie er in seiner Not so vor mir stand, und kein lautes Wort wagte, und dabei sah, wie ich mich vor Lachen über sein Gesicht und seine stumme Wut kaum mehr halten konnte, da ging auch ihm in seiner Ohnmacht endlich der Humor der Situation auf, und sein Ärger verslog, und er fing mit mir an zu lachen — und als ich nun auf ihn zulief, und ihn umfaßte, und mit einem wirklichen Kusse um Verzeihung bat, da küßte er mich erst mal wieder, und dann sagte er lachend und beinah schon laut:

»Du bist das raffinierteste kleine Ding, das ich kenne. Aber was hilft's, ich hab' dich doch lieb; und du hast recht, es geht schließlich niemand sonst was an. Da hast du alle deine Küsse wieder. Von mir aus kann es alle Welt wissen, und wenn die Wände Ohren haben, schadet es auch nichts. Du abscheuliches Geschöpf du, einen so zum

Narren zu haben. Komm her! Hier hast du deine Strafe für deinen Übermut.«

Die angedrohte Strafe fiel ganz angemessen aus.

Als wir der Schnurrbartbinde an dem Morgen begegneten, da faßte Hans mich sehr unternehmungslustig unter, und wir sahen nicht rechts und nicht links, sondern uns lachend in die Augen; aber so viel bemerkten wir doch, daß der korrekt gekleidete Jüngling recht verdukt uns nachstarrte. Und gewiß hat er aller Welt erzählt, daß er neben einem Liebespaar wohne, das nach allem, was er hören mußte, entschieden nicht miteinander verheiratet sein konnte. —

Wöchte er! —

Wenn jetzt mein Mann mir mal pedantisch was verbieten will, oder sonstige philisterhafte Anwandlungen hat, und mir mit einem drohenden Nicht doch! kommt, brauche ich nur zu sagen: »Denk' an Helgoland!« oder auch bloß: »Schagimaus!« und dazu die Mundbewegung des Küßens zu machen, daß er auch schon lachend zurückzoppt und fein still ist. Denn die Komik seiner damaligen Wehrlosigkeit und meine Frechheit, mit

der ich die kleine Komödie durchgehalten habe, haben ihn für alle Zeiten entwaffnet.

Er steht nicht länger auf dem schämigen Standpunkte, daß es die anderen viel angeht, wie gut wir noch immer miteinander auskommen. Und selbst wenn ich mal ein törichtes Rosewort gebrauche, wirft er mir höchstens einen lächelnden Blick zu; denn die Sorge, was die Leute dazu sagen könnten, und seine ganze moralische Entrüstung ist an jenem Morgen auf Helgoland für immer gestorben und begraben.





# Inhalt

	Seite
Nicht doch! . . . . .	1
Der Wüterich . . . . .	15
Die Sklavin. . . . .	33
In Schlafstelle . . . . .	45
Mein Freund Pinternagel . . . . .	61
Wohltätigkeit . . . . .	75
Der verlorene Vater . . . . .	93
Die Scheidung. . . . .	127
Ihre Rache. . . . .	149
Schahjmaus! . . . . .	173







PT  
2642  
09N5  
1919

Tovote, Heinz  
Nicht doch! 33. Aufl.

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---



57 10 10 10

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C  
39 12 05 06 01 016 5